

REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Aus dem Inhalt:

Hermann Gedemer
Bündnisfrömmigkeit
als Kirchenfrömmigkeit

Quintin Berg
Christen für heute

Engelbert Monnerjahn
Dachau 1942 (III)

August Ziegler
Der Bauer von der Garonne

2. Jahrgang

Heft 3

Juli 1967

K 3412 F

Inhalt:

Hermann Gedemer Bündnisfrömmigkeit als Kirchenfrömmigkeit	97
Quintin Berg Christen für heute	104
Engelbert Monnerjahn Dachau 1942 (III)	114
Pater Franz Reinisch † „Warum ich es wagen kann“	126
Blick in die Zeit Der Bauer von der Garonne	139
Berichte	142
Buchbesprechungen	146

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Herausgeber: Humberto Anwandter (Chile), Joseph J. Haas (USA), Dr. Rudolf Welgand (Deutschland), August Ziegler (Schweiz)

Schriftleitung: Dr. Engelbert Monnerjahn und M. Isabell Neß
Anschrift der Schriftleitung: 54 Koblenz-Metternich, Trierer Straße 388

Verlag: ORBIS Wort und Bild GmbH., 44 Münster, Postfach 1064, Telefon 40217

Herstellung: Cramer, Greven

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Schriftleitung zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u. U. nur kurz angezeigt.

Erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements DM 12,— zzgl. Porto. Preis des Einzelheftes DM 3,50

Bündnisfrömmigkeit als Kirchenfrömmigkeit

Von Hermann Gedemer

Der Bund Gottes in Jesus Christus ist Grundlage jeder Frömmigkeit

Wenn Frömmigkeit gelebter Glaube, personale Antwort des Menschen auf den liebenden Anruf Gottes ist, dann gibt es für den Christen eigentlich nur einen Weg der Frömmigkeit: Annahme des in Inkarnation, Kreuz und Auferstehung kundgewordenen Heilsangebotes Gottes, das in der Kirche, in ihrer Verkündigung und ihren Sakramenten, ungreifbar wird. In der Menschwerdung seines Sohnes und im Blut seines Messias begründete Gott den von den Propheten verheißenen und ersehnten neuen und ewigen Bund. Und in der Stiftung der Kirche gab er seinem neuen Bundesvolk seine geschichtliche Verfaßtheit.

Christliche Frömmigkeit ist daher immer Bundestreue oder Kirchenfrömmigkeit oder Bündnisfrömmigkeit. Sie ist immer Anworthaltung gegenüber dem Heilsangebot Gottes an die Menschheit. Sie ist immer Annahme des Angenommenseins durch Gott. Zugleich aber ist sie, weil das Heilsangebot immer durch die Gemeinschaft der Gläubigen, durch die Kirche, das geschichtlich verfaßte Gottesvolk, ergeht, auch Eintritt in die Lebens- und Schicksalsgemeinschaft der Kirche bzw. Leben in ihr. Sie ist immer lebendiges Gliedschaftsbewußtsein am Leib Christi, Lebensgestaltung aus der Verantwortlichkeit für die Kirche.

Der Weg des einzelnen zu Gott und zu seinem Heil ist also im „Normalfall“ immer die freie Antwort auf das persönliche Angesprochensein durch Gott, wobei der Anruf Gottes durch Christus in der Kirche erfolgt und die Antwort die Hingabe an die Kirche einschließt.

Der Weg des einzelnen zu Gott ist daher immer auch der Weg in das Bundesvolk; und die Führung des Bundesvolkes durch Gott schließt in sich die Führung jedes einzelnen, der zum Bundesvolk berufen ist, durch Gott.

Zwei wesentliche Momente sind somit konstitutiv für die christliche Frömmigkeit: die personale Antwort auf den Heilsanruf Gottes, der den einzelnen in die Lebens- und Liebesgemeinschaft mit sich rufen will, und die Eingliederung in die Kirche als das neue Bundesvolk. Diese Eingliederung darf jedoch nicht als bloß juristischer Akt oder auch nur als ontische Erhebung mißverstanden werden. Diese Eingliederung meint vielmehr zu all dem hinzu das bewußte Leben aus dem Gliedschaftscharakter im Bundesvolk, sie

meint Verantwortlichkeit für das innere und äußere Wachstum des Bundesvolkes, welches der mystische Leib Christi ist.

Einseitige Frömmigkeit durch einseitige Sicht der Kirche

Diesen beiden Wesensmomenten christlicher Frömmigkeit entspricht das Glaubensleben vieler Christen in keiner Weise. Weithin sieht man in der Religion eine harte Prüfung unseres Gehorsams gegen Gott, der eine Reihe von Geboten gab, um unsere Loyalität gegen ihn zu prüfen. An ein Gerufensein von Gott in die Lebensgemeinschaft mit ihm glauben nur wenige so, daß sie dadurch existentiell bestimmt wären, daß daraus ihr Leben geformt würde.

Und die Kirche ist für die meisten auch „guten Christen“ vor allem der Hort der Wahrheit und die Verwalterin der Sakramente, welche ihrerseits wieder die Gnadenmittel sind, durch welche die Kraft zu einem den Geboten entsprechenden Leben vermittelt wird.

Die tatsächlich gelebte christliche Frömmigkeit sieht also vor allem und primär die Anstrengung des Menschen, die Gott in seinem Wohlgefallen belohnt. Weit weniger kommen das vorausgehende Heilsangebot Gottes, der Anruf seiner Gnade und die Berufung zur Lebensgemeinschaft mit Gott ins Blickfeld. Und dem Erfolg dieser menschlichen Anstrengung dient — in der Sicht solcher Frömmigkeit — die Kirche als das Institut der unfehlbaren Weisungen und der Vermittlung der Gnadenhilfe. Daß sie selbst Kirche sind, mit und in Christus verantwortlich für die Fruchtbarkeit der Kirche, übersehen die meisten.

Die Bündnisfrömmigkeit ist zugleich personale und gemeinschaftsbezogene Frömmigkeit

Diesen Mangelerscheinungen des christlichen Frömmigkeitlebens gegenüber lebt und lehrt die Schönstattbewegung in der Bündnisfrömmigkeit die personale Anstehung gegenüber dem Anruf Gottes und die Verantwortlichkeit gegenüber der Kirche. In der Lebensgestaltung aus dem „Persönlichen Ideal“ wird versucht, den aus der Ewigkeit kommenden und doch je neu ergehenden Anruf Gottes zu immer größerer Liebesgemeinschaft mit ihm zu beantworten. Und in den „Beiträgen zum Gnadenkapital“, die alltägliche Opfer der Selbstüberwindung bis hin zum Lebensangebot für die Ziele der Bewegung und damit für die Kirche unserer Zeit (vgl. Joseph Engling) umfassen, drückt sich die Verantwortlichkeit für die Kirche aus.

Neu ist diese Bündnisfrömmigkeit nicht im Sinne einer wesensmäßig neuartigen Frömmigkeit. Eine neue Form christlicher Frömmigkeit ist vielmehr diese Lebensgestaltung aus dem Liebesbündnis, insofern dieses Liebesbündnis eine neue, zeitgemäße, den Mangelerscheinungen unseres christlichen Durchschnittslebens antwortende, originelle Verlebendigung der neuen Lebenswirklichkeit des Christen ist. Bündnisfrömmigkeit ist wie jede christliche Frömmigkeit gelebte Antwort auf den Anruf Gottes durch die Gemeinschaft der Kirche und in diese Gemeinschaft; aber die besondere Fruchtbarkeit und Zeit-

gemäßheit dieser Frömmigkeitsform liegt in ihrem pädagogischen Ansatzpunkt und ihrer organischen Angepaßtheit an alle Stufen der geistigen Entwicklung wie auch des seelischen, gnadenhaften Wachstums. Bündnisfrömmigkeit stellt den Anfänger im geistlichen Leben in den richtigen Gottes- und Weltbezug und formt in entsprechender Weise auch höher strebende Menschen. Sie braucht nicht zuerst eine wissensmäßige volle Entfaltung der ganzen theologischen und geistlichen Grundlagen organischen Wachstums hinein in das Leben mit Gott, sondern in den einfachsten Übungen sind alle Wesenszüge der Bündnisfrömmigkeit angelegt, und sie werden in der Übung zuerst funktional angeeignet und in der Weiterführung dann daraus gläubig-wissend entfaltet.

Es kann hier keine Gesamtdarstellung der Bündnisfrömmigkeit gegeben werden. Die folgenden Hinweise möchten vielmehr verstanden sein als Anmerkungen zu einigen Ausdrucksformen der Bündnisfrömmigkeit im Hinblick auf deren innere Dynamik zu einem christlichen Frömmigkeitsleben aus dem Gliedschaftsbewußtsein und aus der Antworthaltung gegenüber dem Gnadenanruf Gottes.

Das Liebesbündnis als Grundlage

Grundlage der von der Schönstattbewegung gepflegten Bündnisfrömmigkeit ist das sogenannte schönstättische Liebesbündnis. Dieses Liebesbündnis wurde grundlegend am 18. Oktober 1914 geschlossen und hat zum Inhalt, daß die Gründer und alle, die sich diesem Bündnis anschließen, alle ihre Gebete und Opfer der Selbsterziehung der Gottesmutter von Schönstatt aufopfern, damit vom Heiligtum in Schönstatt ein Strom der Gnade ausgehe zur Erneuerung der Welt in Christus und Maria.

In dieses Bündnis kann jeder eintreten, der sich der Gottesmutter von Schönstatt weihet und sich in den Dienst ihrer Sendung der Welterneuerung stellen will, der bereit ist, sich vor Gott verantwortlich zu fühlen für eine neue Blüte der Kirche durch die übernatürliche Fruchtbarkeit Schönstatts als einer lebendigen Gliedgemeinschaft der Kirche.

Dieses Liebesbündnis, das eine freie Übernahme der in der Taufe geschenkten Kirchengliedschaft und die Entscheidung für die daraus resultierende Verantwortlichkeit für die Lebendigkeit und Fruchtbarkeit der Kirche ist — freilich in der spezifischen Prägung des Einsatzes gerade für diese Gliedgemeinschaft der Kirche, die nach der frommen Überzeugung eine besondere charismatische, d. h. befruchtende Sendung gegenüber und in der Kirche hat —, entfaltet sich im konkreten Leben einerseits im Streben nach der Ganzhingabe an Gott, in dem Ringen um die personale und individuelle Antwort auf den Anruf Gottes, wie er sich kundgibt im Persönlichen Ideal, und andererseits in dem Fruchtbarmachen dieses Strebens für die Gemeinschaft der Kirche durch die Aufopferung der Selbstüberwindungen und des geduldig ertragenen oder gar bedingt¹ erbeteten Leides als „Beitrag zum Gnadenkapital“. Beide Bewegungsrichtungen der Bündnisfröm-

¹ Bedingt wird das Leid erbeten, weil der im Liebesbündnis Lebende immer ganz offen sein will für jeden Anruf Gottes. Vgl. „Willst Du mich aber vor dem Leid bewahren — ich will nur Deinem Vaterwunsch willfahren —, dann bitt' ich: halt das Mißgeschick mir fern.“ Himmelswärts S. 111.

migkeit – Anwerthaltung gegenüber Gottesanruf und Verantwortlichkeit für die Heilsgemeinschaft der Kirche – gehen im konkreten Vollzug ineinander über und sind füreinander teils Erkenntnisgrund, teils Motiv.

Das Persönliche Ideal als Erfahrung des Geliebtseins durch Gott

Das Ringen um das Persönliche Ideal, um seine Erkenntnis und um seine Verwirklichung, verleiht der Bündnisfrömmigkeit den personalen Charakter. Die Theorie des Persönlichen Ideals und seine lebendige Aneignung sind umfaßt von dem Glauben an die liebende Vorsehung Gottes. Das Persönliche Ideal ist nur verständlich auf dem Hintergrund des Glaubens an den persönlichen Gott, der aus Liebe, durch Liebe und für Liebe die Welt erschaffen hat, ihre Geschichte mit dem Einschlagfaden seines besonderen Heilshandelns leitet und nicht nur das Gesamt seiner Schöpfung mit Liebe umfaßt, sondern auch jeden einzelnen in seiner Individualität und mit seiner ganz persönlichen Lebensgeschichte. Die Bejahung des Persönlichen Ideals ist Ausdruck des Glaubens an den allgemeinen Heilswillen Gottes wie auch an die Berufung jedes einzelnen Menschen, sich in freier Liebe an Gott zu binden.

Wer sich zu seinem Persönlichen Ideal bekennt, bejaht sich selbst als einen originellen Gottesgedanken und als originellen Gotteswunsch.

Durch das Persönliche Ideal erschließt sich so die ganze Glaubenswelt als eine persönliche Anrede Gottes an den einzelnen. Denn das Persönliche Ideal kann nie gesehen werden außerhalb der Christusbildlichkeit des Erlösten und getauften Menschen, die wiederum nur erfaßt werden kann im Ganzen des Heilshandelns Gottes durch Christus.

So schenkt das Persönliche Ideal die Möglichkeit eines ganz persönlichen Glaubens, eines inneren Betroffenseins von der Offenbarung, und schenkt somit die Grundlage für eine personale Antwort im Vollzug des christlichen Lebens.

Der Glaube an die persönliche Berufung durch Gott drängt weiter zur Erkenntnis des Inhaltes dieser Berufung an der jeweils konkreten Lebensstelle. Er sieht nach den Spuren dieser Berufung in der Veranlagung des einzelnen, in der bisherigen persönlichen Lebensgeschichte, in den Ereignissen, in den Möglichkeiten und Forderungen der jeweiligen Entscheidungssituation. Denn das Ziel unserer individuellen Lebensgeschichte mit Gott, d. h. ob wir in diesem oder jenem Stand zur Heiligkeit gelangen sollen, ob wir mehr kontemplative oder mehr weltzugewandte Frömmigkeit pflegen sollen, ist uns von Gott im Einzelfall nicht klar und unmißverständlich geoffenbart. Die Liebe Gottes will die frei antwortende Liebe des Menschen, die vertrauensvoll in die dunkle Zukunft hineinschreitet, allein getragen vom Glauben an die Gegenwart der Liebe Gottes auch in diesem Dunkel.

Soweit Gott freilich durch die Offenbarung und die Grundbefindlichkeit des einzelnen (Temperament) das Ziel in Umrissen und den Weg in seiner Grundrichtung zeigt, soweit gilt es Weg und Ziel zu bejahen und den Rest in der Offenheit gegenüber der Führung und Weisung Gottes durch Menschen und Ereignisse entscheidungsmäßig vorwegzunehmen.

Wer die konkreten Formulierungen der Ideale kennt, kommt nicht zum Mißverständnis, im Persönlichen Ideal einen Lebensplan zu sehen, der den Weg des Heiligkeitsstrebens für das ganze Leben festlegen will².

Die Haltung, die bei der Erkenntnis des Ideals maßgebend ist, nämlich die Offenheit gegenüber der verhaltenen Sprache Gottes in der Offenbarung, in der persönlichen Lebensgeschichte, in Anlage und Lebensbedingungen, prägt meist den Inhalt des Ideals, immer aber das Leben mit dem Ideal.

Persönliches Ideal und Gewissen

Denn neben der Erkenntnisfunktion – Erschließung der Glaubenswelt von einem persönlich geprägten Ansatz her – hat das Persönliche Ideal eine wichtige Gewissensfunktion. Das Ringen um die Verwirklichung des Persönlichen Ideals ist ja die dauernde Bemühung, den bislang erkannten Gotteswillen in Korrespondenz zu bringen mit den je aufs neue an den Menschen herantretenden Forderungen des Alltags, hinter denen die gläubige Überzeugung Gott am Werke sieht.

Entscheidend ist in dieser Gewissenseinsetzungen nun nicht mehr allein die Frage nach dem Gebot, sondern ebenso das Bewußtsein des persönlichen Gerufenseins durch Gott. Die Einzelsituation steht vor dem, der sein Ideal zu leben versucht, nicht nur als verboten oder erlaubt, sondern er vermag an seinem Ideal zu ermessen, welche der Möglichkeiten des Guten ihm Stufe sein kann, die ihn tiefer in die Liebe Gottes und damit in die eigene Selbstverwirklichung hineinführt.

Entsprechend ist auch die Reaktion auf die Mißachtung des Liebesanrufes Gottes. Das verurteilende Gewissen reagiert nicht nur auf die Übertretung unabdingbarer Gebote, sondern der von seinem Ideal erfüllte Mensch erlebt auch jedes Zurückbleiben hinter dem kundgewordenen Ruf Gottes als Schuld vor Gott. So ist der um sein Ideal ringende Mensch mit der Gnade Gottes relativ leicht fähig zur echten Liebesreue als der Neuentscheidung für die Offenheit gegenüber dem Liebesanruf Gottes.

Ohne weiteres kommt der am Persönlichen Ideal orientierende Christ auch zum persönlichen Gebet. Er muß ja immer wieder in der konkreten Situation den Dialog mit Gott führen, ihn nach seinen Absichten fragen, ihm im Tun antworten, ihm im Versagen seine Schuld bekennen. Meist ist das Ideal schon ein persönlich geformtes Stoßgebet.

So ist das Leben aus dem Persönlichen Ideal geprägt von der einen Grundhaltung christlicher Frömmigkeit, von der Offenheit für die personale Begegnung mit Gott. Diese Begegnung wird erfahren in dem Sich-Betreffen-Lassen durch das Wort Gottes in seiner Offenbarung, durch sein Wort der Schöpfung des einzelnen und seine Anrede durch die „kleinen Propheten“, die Fügungen und Führungen im Gang der individuellen Lebensgeschichte.

² Vgl. Th. Kampmann, *Erziehung und Glaube*, München 1960, vor allem S. 65 f. und 86.

Die „Beiträge zum Gnadenkapital“ als gelebtes Gliedschaftsbewußtsein

In erzieherisch großartiger und organischer Weise verbindet die Bündnisfrömmigkeit mit der Gottoffenheit das andere tragende Moment der christlichen Frömmigkeit: das lebendige Gliedschaftsbewußtsein, die Verantwortlichkeit für das Wachstum und die Fruchtbarkeit der Kirche, die Überzeugung, daß vom Ringen und Sieg des einzelnen, die Wirksamkeit und der Sieg der Kirche abhängig sind. Diesen Kirchen- oder Gemeinschaftsbezug christlicher Frömmigkeit betätigt die schönstättische Bündnisfrömmigkeit durch die Übung der Beiträge zum Gnadenkapital.

Hinter dieser mehr pädagogischen, bildhaft-wirtschaftlichen Formulierung verbirgt sich die praktische Weise der Einübung des Kirchenbewußtseins. Jeder, der aus dem schönstättischen Liebesbündnis sein Leben zu gestalten sucht, macht alle seine Anstrengungen und Übungen im Ringen um die Verwirklichung des persönlichen Ideals zu „Beiträgen zum Gnadenkapital“. Das bedeutet, daß er sein Streben nach Selbstverwirklichung vor Gott und in Christus stets zu einer tätigen Fürbitte gestaltet für das große Ziel der Kirche, die Heimholung der Welt zum Vater.

Er versucht nicht nur das Werk der Heimkehr zum Vater in seinem eigenen Leben und für seine Person zu verwirklichen, sondern er sieht sich immer zugleich als Glied der Kirche, deren Sendung es ist, die Menschheit in Christus zum Vater zu führen. Indem er sich durch sein Liebesbündnis der Schönstattbewegung als einer befruchtenden Gliedgemeinschaft der Kirche eingegliedert weiß, sieht er sich auch befähigt, durch seine Fruchtbarkeit die Fruchtbarkeit der Kirche zu mehren.

Alles Tun, gerade auch die Selbsterziehung und Selbstverwirklichung, wird so zu kirchlichem Geschehen gestaltet. So wird schon im Ansatz jede Ichzentrierung des Heiligkeitsstrebens unterbunden und ihm die katholische, die kirchliche Weite gegeben. Die kleinste Selbstüberwindung wird also nicht nur objektiv als kirchliches Geschehen gesehen, sondern wird auf die Kirche hin, für die anderen in der Kirche geleistet.

Aus dieser Grundhaltung auf die Fruchtbarkeit der Kirche hin erwächst dann auch organisch die Verantwortlichkeit für das unmittelbare Apostolat. Bündnisfrömmigkeit sieht nämlich nicht nur den Bündnispartner gegenüber, die Gottesmutter und durch sie den dreifaltigen Gott, sondern auch den Bündnispartner an der Seite, die Gemeinschaft, als deren Glied allein die Partnerschaft mit Gott möglich ist.

Bündnisfrömmigkeit und Laienfrömmigkeit

Aus dem Gesagten mag auch aufscheinen, daß die Bündnisfrömmigkeit die Antwort ist auf den Ruf nach einer echten Laienfrömmigkeit.

Laienfrömmigkeit als geistlicher Vollzug der konkreten menschlichen und christlichen Existenz hat zwei wesentliche Seiten: eine weltzugewandte und eine Gott unmittelbar zugewandte. Dabei ist die Weltzugewandtheit kein Gegensatz zur Gottzugewandtheit, sondern soll wesentlich mittelbare Gottesbegegnung sein. Beide Seiten der christlichen Laienfrömmigkeit sind aber zu vollziehen aus Glaube, Hoffnung und Liebe, aus der

Situation des Getauften und Gefirmten also, aus der Verantwortlichkeit des Gliedes am mystischen Leib Christi, die besagt Mitwirken an der Zusammenfassung der Welt in Christus als dem Haupt durch die Kirche.

Die Bündnisfrömmigkeit weist die beiden wesentlichen Seiten der Laienfrömmigkeit auf. Denn sie lebt aus dem Bewußtsein, daß Gottes Liebe den einzelnen persönlich getroffen hat. Glaubend erfahren wird diese im Persönlichen Ideal. Dieses hat seine Wurzeln in der Offenbarung, in den Vorgegebenheiten des Charakters und der persönlichen Lebensgeschichte und in den Bedingungen der Mit- und Umwelt. Die Annahme des Persönlichen Ideals stellt also die Gott unmittelbar zugewandte Seite der Bündnisfrömmigkeit dar. Die „Beiträge zum Gnadenkapital“ sind als Treue im kleinen, als Arbeit an der Ausformung der gottgewollten Persönlichkeit und als selbstverständlicher Dienst im Beruf und am Nächsten mittelbare Gottesbegegnung.

So wird also durch die Bündnisfrömmigkeit der einzelne sich immer erleben als personal hineingerufen in das Bundesvolk Gottes; und in seiner unvertretbar freien Antwort weiß er, daß das Bundesvolk durch die Gnade und seine freie Mitwirkung seiner eschatologischen Vollgestalt entgegengeht. So ist Bündnisfrömmigkeit stets personale Gottesbegegnung und zugleich echte Kirchenfrömmigkeit.

Christen für heute

Verspätete Anmerkungen zu einem Buch

Von Quintin Berg

Man macht heute nicht den allerbesten Eindruck, wenn man seinen Lesern einen Beitrag zumutet über ein Buch, das schon vor fast drei Jahren erschienen ist, zumal dann nicht, wenn es sich um ein in mancher Hinsicht bescheidenes Buch handelt (obwohl es langsam Zeit wird, den Run auf das immer Allerneueste ein wenig zu stoppen). Gemeint ist hier das Buch „Leben als Zeugnis“, das Paul Hannappel zum 50jährigen Jubiläum des Schönstattwerkes herausgegeben hat¹. Mir scheint aber, daß es sich lohnt, dieses Buch mit seinen 25 Kurzbiographien von verstorbenen Mitgliedern der Schönstattfamilie einer neuen Betrachtung zu unterziehen, liegt in ihm doch ein Beitrag vor zu der Diskussion, die Hans Urs von Balthasar mit der Nummer 1 der Schriftenreihe „Offene Wege“ unter dem Titel „Wer ist ein Christ?“ in Gang gesetzt hat². Von Balthasar hat damit eine Frage von großer Aktualität angesprochen. Danach, wer ein Christ sei oder was einen Christen – heute – wesentlich zum Christen mache, wie er zuinnerst beschaffen sein muß, wird schon seit geraumer Zeit, eben jetzt aber mit besonderer Intensität gefragt. Es dürfte nicht schwierig sein, die Frage als ein zentrales treibendes Element hinter und in den Erneuerungsbemühungen des II. Vatikanischen Konzils festzustellen. Aus der Sicht Schönstatts wollte die „Werktagsheiligkeit“ bereits vor dreißig Jahren eine Antwort geben, ja die ganze bisherige Geschichte des Schönstattwerkes ist im Grunde ein unablässiges Ringen um eine im Leben ermittelte und erprobte Antwort auf die Frage, wer ein Christ sei.

Was aber kann das Buch „Leben als Zeugnis“ zu dieser Diskussion beisteuern? Der Zweck seiner Veröffentlichung ist im Vorwort ganz auf die Schönstattfamilie eingegrenzt worden. „Die anspruchslosen Darstellungen“, so heißt es da, „wollen die Schönstattfamilie von heute ermuntern, aus der Rückschau auf das Vergangene mit gleichem Streben nach dem Geist der Ganzhingabe das große Versprechen des Liebesbündnisses vom 18. Oktober 1914 auch heute und in den kommenden Jahrzehnten zu erfüllen.“ Dementsprechend zeigen die Lebensbeschreibungen, wie die in ihnen Dargestellten ganz aus dem Liebesbündnis und ganz für das Liebesbündnis lebten und damit das wesentliche Erfordernis einer schönstättischen Existenz wahrnahmen. Untersucht man aber die

¹ Leben als Zeugnis. Lebensbilder aus der Gründungszeit Schönstatts. Herausgegeben von Paul Hannappel, Münster 1964.

² Zu Hans Urs von Balthasar, Wer ist ein Christ? vgl. REGNUM, 1. Jg., Heft 3 (Juli 1966), S. 142–144.

geschilderten Lebensläufe darauf, was sie über die mit Recht betonte Treue zum Liebesbündnis hinaus an Beachtenswerthem — und gerade für heute Beachtenswerthem — enthalten, so zeigen sich in ihnen Elemente einer Lebensauffassung und Lebensgestaltung, die Teile einer Antwort auf die Frage, wer ein Christ sei, bilden können. Diese Menschen haben mit großem Ernst versucht, in der heutigen Zeit als Christen zu leben. Solche ernsthaften Versuche eines christlichen Lebens aber müssen bei der Ermittlung eines für heute gültigen christlichen Lebensstils mindestens ebenso sehr beachtet werden wie die Resultate wissenschaftlicher Erörterungen, vor allem auch deswegen, damit man nicht dem Irrtum zum Opfer fällt, mit einer wissenschaftlichen Klärung sei das meiste oder gar das Entscheidende getan, und diesem Irrtum ist unsere stark aufklärerische Zeit recht nahe.

I.

Eines der hier gemeinten Elemente, die einem bei einer vergleichenden Lektüre der in „Leben als Zeugnis“ vereinigten Kurzbiographien als für das Christsein heute bedeutsam entgegneten, ist die Anonymität der Beschriebenen, oder genauer ausgedrückt, ihre Liebe zur Anonymität. Mit Ausnahme von Kardinal Josef Wendel, dem verewigten Erzbischof von München, von Dr. Fritz Kühn, dem begabten Mitarbeiter Dr. Brünings in der Weimarer Republik, und von Pfarrer August Schmitt, dem Jugendseelsorger der Diözese Speyer in den ersten Jahren des Dritten Reiches und Mitbegründer der weitverbreiteten Schriftenreihe „Junge Kirche“, waren die in den Kurzbiographien dargestellten Männer und Frauen der Öffentlichkeit während ihres Lebens völlig unbekannt. Die allermeisten, abgesehen vielleicht von Rektor Rudolf Klein-Arkenau, Pfarrer Josef Fischer, dem „ersten Präfekten“, und Heinz Schäfer kannte man vor der Veröffentlichung von „Leben als Zeugnis“ nicht einmal in der ganzen Schönstattfamilie, sondern vermutlich nur in der Gliedgemeinschaft, der sie angehörten. Sie waren durchweg einfache Menschen, die sich nach außen nicht von den Hunderttausenden unterschieden, die unsere Städte bevölkern, die Tag für Tag in Geschäften, Fabriken und Büros arbeiten und in ihrer freien Zeit versuchen, „etwas vom Leben zu haben“. Sie waren Menschen unseres Zeitalters der Masse, in ein unauffälliges Dasein gestellt und ohne Aussicht, sich jemals auf die soziale Ebene derjenigen hinaufzuschwingen, die in den Zeitungen Schlagzeile machen.

Während aber nicht wenige Menschen unserer Zeit gegen ihr Dasein in der Masse aufbegehren, zeigt sich bei ihnen, daß sie sich, obwohl durchweg alle geistig sehr wach, gegen ihr Unbekanntsein nicht sträubten. Sie strebten auch nicht danach, die äußeren Verhältnisse ihres Lebens in der Weise zu ändern, daß sie sich, wie das bei vielen noch immer wirksame Menschenbild der Renaissance oder der Geniekult der Romantik es verlangen, zu „Persönlichkeiten“ entwickeln konnten. Im Gegenteil! Sie sahen in ihrer Zugehörigkeit zu den Vielen eine Aufgabe. Sie liebten das Unbekannt- und Kleinsein und wollten in ihrer Umgebung ein unauffälliges, aber darum um so wirkungsvolleres Element christlichen Lebens sein. Die Unbekanntheit war in ihren Augen eine Chance, ihren Auftrag als Christen und Glieder der Kirche zum Dienst an ihren Mitmenschen

und zum Heil der Welt zu erfüllen. So liest man nicht ohne Bewegung in der Lebensbeschreibung der jungen schwäbischen Kriegerwitwe Annemarie Schimmele, daß sie sich trotz früh erfahrenen eigenen Leids und trotz schwacher Gesundheit im Dienst für andere nicht schont und im Alter von 38 Jahren auf der Straße ihres Heimatortes tot zusammenbricht. Die geheime Triebfeder ihres opferreichen Lebens war der Gedanke, eine „verborgene Steinplatte im Mariendom Schönstatts“ zu werden. In diesem Bild ist die Liebe zum anonymen Christsein klar ausgedrückt³. Von der gleichen Liebe zum Leben und Wirken im Unscheinbaren zeugt es, wenn Dechant Josef Klein-Heßling Mitte April 1939 mit einer Gruppe von Schönstattpriestern aus seiner Heimatdiözese Münster in den steinigen Weinberg des Böhmerwaldes zieht und dort auf einsamem, verlorenem Posten ohne große greifbare Erfolge bis zur Vertreibung im Jahre 1945 arbeitet. Sein priesterliches Ideal – ein Ideal der Unscheinbarkeit – verlangte es so: „Sacerdos et hostia, Werkzeug der MTA, zur Ehre der heiligsten Dreifaltigkeit, zum Trost der ganzen Christenheit.“ Dieselbe Gesinnung spricht, um ein drittes Beispiel aus „Leben als Zeugnis“ anzuführen, aus dem Gebet einer springlebendigen jungen Argentinierin mit dem klangvollen Namen Zoraida Alicia Viegas Cabrilha, die über die Schönstattjugend ihrer Heimat in das Institut der Marienschwestern kommt: „Hilf mir, daß ich Dein treues Werkzeug sei . . . Sorge, daß ich abnehme und Du leuchtest. Versenke mich in die Erde, damit ich Saatkorn sei . . .“ In der Bitte, als Werkzeug gebraucht und als Saatkorn in die Erde versenkt zu werden, haben wir erneut und klar formuliert die Liebe zu anonymer christlicher Existenz vor uns.

Bedenkt man das stürmische Wachstum der Weltbevölkerung, das sich immer mehr beschleunigt, so sieht man, daß die anonyme, namenlose Existenz in der Masse, wie für die überwältigende Mehrheit der künftigen Menschheit, so auch für die Christen gar nicht mehr zur Wahl steht, sondern unausweichlich ist. Die Anonymität wird in zunehmendem Maße die Grundsituation des modernen Menschen sein, und da die Gesellschaft, in der er lebt, immer stärker vom Pluralismus der verschiedenen Gruppen, auch der verschiedenen religiösen Gruppen gekennzeichnet sein wird, dürfte der Christ als Christ sich in besonderer Weise in dieser Situation sehen. Dies auch deswegen, weil der Anteil der Christen an der Gesamtweltbevölkerung in der heute voraussehbaren Zeit ständig abnimmt und der Christ daher zu einem „seltenen Vogel“ wird. Irgendwie nähert sich damit die christliche Existenz wieder der Situation der Christen in den ersten Jahrhunderten der Kirche, als sie die „kleine Herde“ waren, die in der „Zerstreuung“ lebte.

Worauf es dabei ankommen dürfte ist dies: daß die Christen dann ihre Lage nicht als Rückschritt oder gar als Niederlage empfinden, sondern in ihrer anonymen Zerstreuung die von Gott gefügte Gelegenheit wahrnehmen und annehmen, um in aller Stille Salz, Sauerteig und Saat zu werden, diesmal nicht bloß im Raum des Mittelmeeres und des Abendlandes, sondern für den ganzen Erdkreis, der ja heute unsere Welt ist.

³ Die Bezeichnung „anonymer Christ“ wird hier, wie aus dem Gesagten hervorgeht, in einem anderen Sinne gebraucht als das sonst heute bisweilen geschieht, aber vielleicht nicht weniger gut begründet.

Auf die Bedeutung der namenlosen christlichen Existenz kommt das II. Vatikanische Konzil nicht wenig zu sprechen. So schon in Kapitel I der Dogmatischen Konstitution über die Kirche, wo es von Christus sagt, daß er „das Werk der Erlösung in Armut und Verfolgung vollzogen hat“, und dann fortfährt: „So ist auch die Kirche gerufen, den gleichen Weg einzuschlagen, um die Heilsfrucht den Menschen mitzuteilen. Christus Jesus hat, obwohl er doch in Gottesgestalt war, . . . sich selbst entäußert und Knechtsgestalt angenommen‘ (Phil. 2,6); um unseretwillen ‚ist er arm geworden, obwohl er doch reich war‘ (2 Kor. 8,9). So ist die Kirche, auch wenn sie zur Erfüllung ihrer Sendung menschlicher Mittel bedarf, nicht aufgerichtet, um irdische Herrlichkeit zu suchen, sondern um Demut und Selbstverleugnung auch durch ihr Beispiel auszubreiten“ (Nr. 8). Die anonyme christliche Existenz als besondere Form des Apostolates der Laien wird in Kapitel IV der gleichen Konstitution angesprochen: „Sache der Laien ist es, kraft ihrer eigentümlichen Berufung in der Verwaltung und gottgemäßen Ordnung der zeitlichen Dinge das Reich Gottes zu suchen. Sie leben in der Welt, das heißt in all den einzelnen irdischen Pflichten und Werken und den gewöhnlichen Bedingungen des Familien- und Gesellschaftslebens, aus denen ihre Existenz gleichsam zusammengewoben ist. Dort sind sie von Gott gerufen, ihre eigentümliche Aufgabe, vom Geist des Evangeliums geleitet, auszuüben und so wie ein Sauerteig zur Heiligung der Welt gewissermaßen von innen her beizutragen und vor allem durch das Zeugnis ihres Lebens, im Glanz von Glaube, Hoffnung und Liebe Christus den anderen kundzumachen“ (Nr. 31). Als Vorbild des anonymen Christen wird vom Konzil die Muttergottes gesehen und dargestellt. Die Dogmatische Konstitution spricht von ihrer „verborgenen Heiligkeit“ (Nr. 64), sie erkennt an ihr vor allem die bescheidenen, großen Tugenden des Gehorsams, des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe (Nr. 61). Maria ist für das Konzil jene Jungfrau, die unter den Demütigen und Armen hervorragt, die das Heil von Gott mit Vertrauen erhoffen und empfangen (Nr. 55).

II.

Das freiwillige Ja zu ihrem unbekanntem, namenlosen Dasein in der Welt von heute bedeutete nicht, daß die in „Leben als Zeugnis“ vorgestellten Menschen vor den Verhältnissen kapitulierten oder sich gering oder gar wertlos vorkamen. Wie immer sie heißen: Adele Dal Mas, Wilhelm Genal, Maria Laufenberg, Schwester Medardis Magin — sie alle verbanden mit ihrer Existenz in der Masse die Überzeugung, ein durchaus einmaliger Mensch von einmaliger Bedeutung und unwiederholter Individualität zu sein. Ausdruck fand diese Überzeugung darin, daß sie, wie das in Schönstatt seit den Tagen der ersten Gründergeneration geschieht, ihr Leben unter ein Persönliches Ideal stellten und in der Verwirklichung ihres Persönlichen Ideals die Erfüllung ihres Lebens erblickten.

Wer nach der Lehre Schönstatts sein Leben auf ein Persönliches Ideal ausrichtet, versteht sich zutiefst von Gott her und auf Gott hin. So unbekannt namenlos einer da existieren mag, von Gott her — und das ist der ausschlaggebende Aspekt — gilt von ihm, daß er nicht ohne Namen ist; daß er von Gott einen ganz und gar nur ihm eigenen,

einen persönlichen Namen hat. In dieser Sicht wird jeder Mensch, vor allem aber der Christ, als von Gott namentlich Gerufener gesehen: von Gott durch ein individuelles Fiat ins Dasein gerufen; von Gott durch sein menschengewordenes ewiges Wort aus der Sünde ins Heil und in die Gemeinschaft der Heiligen, die Kirche, gerufen; von Gott schließlich auch gerufen an den Platz, den man in der Gesellschaft einnimmt.

Es ist nicht schwer zu sehen, daß der göttliche Ruf, vor allem in seiner zweiten und dritten Bedeutung, Erwählung und Sendung ist. Die in „Leben als Zeugnis“ Beschriebenen lebten allesamt in dem Bewußtsein, Erwählte und Gesendete zu sein; die Erwählung und Sendung war die geheime Kraft ihrer verborgenen Existenz. Sie glaubten, daß die berühmte Stelle aus dem ersten Petrusbrief: „Ihr aber seid ein auserwähltes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft“ (1 Petr. 2,9) auch auf sie zutraf und ebenso die Stelle aus dem Brief an die Kolosser: „Er hat uns der Macht der Finsternis entrissen und in das Reich seines geliebten Sohnes versetzt“ (Kol. 1,13).

Aus dieser Überzeugung ergaben sich einige für ihr anonymes Dasein wesentliche Grundeinstellungen. Als Gerufene und Erwählte, die in einem namentlichen Verhältnis zu Gott stehen, wußten sie sich von Gott persönlich gekannt. Das hieß auch: Sie wußten sich von seiner Macht geschützt und, was für sie ausschlaggebend war, von seiner väterlichen Liebe umsorgt und getragen. Was immer um sie herum und mit ihnen geschah, sie konnten sich niemals völlig verloren vorkommen. Das aber ist in einer Welt, die sich für den Menschen der Gegenwart räumlich wie zeitlich ins unüberschaubar Uferlose dehnt und wieder den Aspekt des „mundus animal immensum et immane“, der „unermesslichen und unmenschlichen Welt“ (Origenes) erhält, von im wahrsten Sinne grundlegender Bedeutung. Ferner: Sie verstanden sich auf Grund ihrer Erwählung und Sendung als Mitarbeiter, als Werkzeuge Gottes. Das göttliche Weltregierungsgesetz, daß Gott seine Pläne und Absichten sowohl in der Schöpfungsordnung wie in der Heilsgeschichte nicht allein, sondern auch mit Hilfe von geschöpflichen Zweitursachen vollbringt, war ihnen in Fleisch und Blut übergegangen. Von diesem Gesetz her begriffen sie, warum Christus auf das Gebot der Nächstenliebe solchen Nachdruck legte und warum der Ausgang des Gerichts über jedes Menschenleben einmal davon abhängt, was ein jeder dem Geringsten der Brüder getan hat. So waren sie davon überzeugt, daß Gott sie nicht bloß deshalb ins Dasein gebracht und in seine Kirche gerufen hatte, damit sie für sich selbst ihr ewiges Heil erlangen sollten, sondern ebenso sehr in der Absicht, sie als Werkzeuge für das Heil ihrer Mitmenschen in Anspruch zu nehmen.

Wie sehr dies die Grundeinstellung der unbekanntenen Christen in „Leben als Zeugnis“ war, geht zum Beispiel aus der Formulierung des persönlichen Ideals des jungen Soldaten Heinz Schäfer, der 1941 im Alter von 21 Jahren in Rußland fiel, hervor: „Still, beharrlich leuchtend, ganz der Mutter zu eigen, brennend für sie, für alle die Menschen, die irren, will Licht ich sein, zeigen den Weg zu Christus.“ Oder aus dem Kernsatz, in dem Adele Dal Mas die Aufgabe ihres Lebens zusammenfaßte: „Ich möchte nur die Liebe sein im Herzen Schönstatts, die heimholende, alles umfassende Liebe.“ Oder aus einem Gebet der westfälischen Landschullehrerin Elisabeth Schulkorf: „Mutter, laß mich Dein gütig-frohes Werkzeug für alle sein!“

Das Vertrauen, in der Liebe Gottes absolut gesichert und geborgen zu sein, zeigte sich wohl am nachhaltigsten angesichts der Prüfung, die der Tod darstellt. Es fällt auf, wie viele der Menschen in „Leben und Zeugnis“ früh gestorben sind und einen von schneidenden Schmerzen begleiteten Tod zu erdulden hatten. So schrieb Helga Maria Lohmann, Mitglied des Instituts der Frauen von Schönstatt, als sie schon längst wußte, daß sie eine Todeskandidatin war: „Wenn es sich nur nicht zu lange hinzieht, bis ich sterbe. . . . Man kann viel aushalten, wenn es darauf ankommt. Will's dem lieben Gott überlassen. Wenn er meint, es ist richtig, soll er mich nur holen. Nur in meiner Ungeduld möchte ich's oft gern schon wissen. Ich habe ja mein Leben verpfändet für der Mutter Werk.“ Der amerikanische Fabrikarbeiter Gilbert Schimmel, der mit seiner Frau zum Schönstätter Familienwerk in den USA gehörte, reagierte auf die Mitteilung, daß er nur noch wenige Monate zu leben habe, mit den ganz und gar männlichen und ebenso ganz kindlichen Worten: „Das habe ich erwartet. Nachdem ich mich Gott angeboten habe, suchte er mich und fand mich auch. Der Vater möge mich nehmen, er mag tun mit mir, was immer ihm gefällt.“

Das II. Vatikanische Konzil hat sich, wie Paul VI. in seiner Ansprache auf der letzten Generalkongregation am 7. Dezember 1965 betonte, bemüht, dem Menschen von heute, dessen Dasein ungemein tief von der Frage nach der Sinnhaftigkeit des Lebens gezeichnet ist, aus der Offenbarung ein neues Bewußtsein seines Wertes zu vermitteln. Diese Bemühung wird in allen Konzilsdokumenten sichtbar, so daß der Papst in der erwähnten Ansprache konstatieren konnte, das Konzil habe seine „unermüdliche Aufmerksamkeit (sogar) hauptsächlich dem Menschen zugewandt“. Vor allem hat das Konzil für die Menschen von heute die Botschaft von der ewigen und unerschütterlichen Liebe und Treue Gottes, die sich am höchsten und unwiderruflich in der Menschwerdung und Heilstat Christi offenbart, von neuem verkündet. In der Dogmatischen Konstitution über die Kirche hebt es sogleich in Kapitel I und dann noch stärker in Kapitel II hervor, daß das Volk Gottes als ganzes wie in seinen einzelnen Gliedern ein gerufenes, berufenes und auserwähltes Volk ist (Nr. 2, Nr. 9), dem die besondere Liebe des göttlichen Bundespartners gilt, der sich um das Volk müht als Hirt, Bräutigam und Vater (Nr. 6).

Das Bewußtsein und die Überzeugung von der Realität der Liebe Gottes, und desgleichen die Überzeugung, von der Liebe Gottes in Christus zum Heil und zum Mitarbeiter am Heil des Mitmenschen erwählt zu sein, ist für den heutigen Christen unentbehrlich. Fehlt dieses Bewußtsein, so wird das Gefühl der Wertlosigkeit seiner Einzelexistenz, das sich unter den Menschen unserer Zeit immer weiter ausbreitet, auch ihn befallen; er wird in den Abgrund der Absurdität geraten und angesichts der Unmöglichkeit, ihr zu entkommen, zum bloßen Roboter entarten. Die Entfaltung seiner Liebeskraft wird vereitelt, die auf die Dauer nur unter der Sonne der allumfassenden göttlichen Liebe gedeihen kann.

III.

Ein weiterer, allen in „Leben als Zeugnis“ Dargestellten gemeinsamer Zug, der in der Zeit nach dem Konzil wachsende Beachtung verdient, ist ihr Streben nach Heiligkeit.

In Heiligkeit, christlicher Vollkommenheit, sahen sie nicht etwas, das ein paar Außen-seitern der Kirche vorbehalten ist. Nach Heiligkeit zu streben war für sie etwas einem Christen durchaus Normales, und sie wollten die Heiligkeit nicht als ein Ziel ihres Lebens neben anderen, vielmehr wollten sie vor allem und an erster Stelle heilig werden. So lesen wir es in den Tagebuchnotizen des jugendlichen Postfacharbeiters Wolfgang Nerlich, so steht es bei Helga Maria Lohmann. Hierin folgten sie wiederum der ersten Gründergeneration Schönstatts, die sich in der Gründungsurkunde ausdrücklich dem Ziel der christlichen Vollkommenheit verschrieben hatte.

Ihrer Art entsprechend lag ihnen dabei nichts ferner, als diese Absicht auf dem Markt der Öffentlichkeit auszuposaunen. Sie machten davon kein Aufheben. Das hinwieder besagte nicht, daß sie die Heiligkeit als Ziel ihres Lebens jemals in Frage gestellt hätten. Der an sie ergangene Ruf Gottes, der in ihrem Persönlichen Ideal seinen Ausdruck gefunden hatte, schloß die Verpflichtung zum Streben nach Heiligkeit unwiderruflich ein. Dieses Streben war die selbstverständliche Reaktion des dankbaren Menschen auf das Heilshandeln Gottes an ihrer Person und in ihrem Leben, auf die erfahrenen Heilstaten, von der Taufe angefangen. Nach dem Menschenbild, das ihnen vor Augen stand, ist der Mensch bereits von seiner Erschaffung her auf die christliche Vollkommenheit in der Heiligkeit angelegt. Wer zu dieser Vollkommenheit nicht gelangt, also nicht heilig wird und sich nicht um Heiligkeit kümmert, handelt gegen die innerste Anlage seiner Natur und verfehlt die ihm zgedachte Vollendung; je nachdem wie weit er sie verfehlt, muß sein Leben als gescheitert betrachtet werden.

Damit nahmen diese Menschen das Kapitel V der Konzilskonstitution über die Kirche in ihrem Leben vorweg. In diesem Kapitel ist, wie schon seine Überschrift sagt, „die allgemeine Berufung zur Heiligkeit in der Kirche“ proklamiert worden. Am Anfang des Kapitels betont das Konzil: „Daher sind in der Kirche alle, mögen sie zur Hierarchie gehören oder von ihr geleitet werden, zur Heiligkeit berufen gemäß dem Apostelwort: ‚Das ist der Wille Gottes, eure Heiligung‘“ (1 Thess. 4,5. Nr. 39). Die Feststellung wird am Schluß wiederholt: „Alle Christgläubigen sind also zum Streben nach Heiligkeit und ihrem Stand entsprechender Vollkommenheit eingeladen und gehalten“ (Nr. 42). Die Nummer 40 endlich gibt an, worin Heiligkeit besteht: „Jedem ist also klar, daß alle Christgläubigen jeglichen Standes und Ranges zur Fülle des christlichen Lebens und zur vollkommenen Liebe berufen sind.“

Die Proklamation der Berufung zur allgemeinen Heiligkeit in der Kirche hat bisher längst nicht die Aufmerksamkeit gefunden wie andere Texte des Konzils. Man darf in ihr aber eine der entscheidenden Taten des Konzils sehen. Das II. Vatikanische Konzil sollte und wollte von Anfang an ein Erneuerungskonzil sein. Durch die Erneuerung der Theologie, durch die Erneuerung der Liturgie hindurch zielte es auf die Erneuerung des christlichen Lebens. Diese aber kann weder ins Auge gefaßt noch in Gang gebracht werden, ohne daß man in der Kirche die Berufung zur christlichen Vollkommenheit wieder in aller Reinheit vernimmt und sie ohne verwässernde Abstriche von neuem als zentrale christliche Forderung anerkennt. Indessen weiß jeder einigermaßen Kundige,

daß der Verwirklichung der Proklamation des Kapitels V der Dogmatischen Konstitution die allergrößten Hindernisse im Wege stehen. Zu lange ist landauf landab das Bewußtsein der Christen beherrscht worden von einer Auffassung von Christsein, in welcher das Ideal der Heiligkeit, die Forderung, mit aller Kraft „zur Fülle des christlichen Lebens und zur vollkommenen Liebe“ zu streben, nicht einbegriffen ist. Stattdessen war ein nomistischer, legalistischer Begriff von Christsein im Umgang und maßgebend, nach dem Christsein sich im wesentlichen in der Erfüllung bestimmter Gebote und Verbote erschöpft. Das war ein minimalistischer Begriff vom Christen, der im Grunde sogar auf Absicherung gegenüber Gott eingestellt war, nicht jedoch auf ein Leben mit Gott, indem man sich total Gott anvertraut.

Die Christen in „Leben als Zeugnis“ hatten eine solche Auffassung bei sich überwunden; dies vor allem auch deshalb, weil Berufung zur Heiligkeit ihnen Ruf zu ununterbrochener Metanoia war und also in ununterbrochener Sinnesänderung und Bekehrung verwirklicht werden mußte. Ein auf das Ziel der Heiligkeit eingestellter Mensch muß, wie es im Leben von Schwester M. Antona Bolz ausgedrückt ist, immer wieder und immer weiter die „Kehr“ finden, sein Leben ist ein fortgesetzter Bekehrungsvorgang: von einem weniger tiefen Verständnis der christlichen Botschaft voran zu einem immer tieferen; von einer mehr oder weniger gelegentlichen Folgsamkeit gegenüber Gottes Willenskundgebungen zu einer möglichst totalen. In dieser Perspektive muß man verschiedene Praktiken und Bräuche sehen, die von den Mitgliedern der Schönstattfamilie als Hilfsmittel ihres Heiligkeitsstrebens benützt werden: den besonderen Vorsatz mit dem Partikularexamen, die geistliche Tagesordnung und deren schriftliche Kontrolle, das regelmäßige öftere Sündenbekenntnis in der Beichte, die Inanspruchnahme eines ständigen Beichtvaters oder Seelenführers, die regelmäßige Teilnahme am Leben der Gemeinschaft zu der man gehört, die wieder und wieder nach Einkehrtagen, Exerzitien oder an besonderen Gedenktagen der Schönstattfamilie getätigten Weihen. In all dem wird nicht einem Leistungsstreben gehuldigt; es geht um das Ernstnehmen der fortgesetzten Bekehrung, um die den Menschen mit allen seinen Seinsschichten und Lebensräumen mehr und mehr erfassende Heiligung, die ohne fortgesetzte eigene Anstrengung, ohne immer wiederholte Hingabe an den heiligenden Gott nicht geschehen kann.

IV.

Ein Letztes, was an den Menschen in „Leben als Zeugnis“ auffallen kann, ist die Tatsache, daß sie nicht bloß ständig an ihrer „Kehr“ arbeiteten, sondern alle ein Art Bekehrung erlebten und zwar im Gefolge ihrer Bekanntschaft mit Schönstatt. Der einen war in Schönstatt „eine völlig neue Welt aufgegangen“ (Elisabeth Schülenkorf); in einer anderen leitete die Begegnung mit Schönstatt „einen neuen Lebensfrühling“ ein (Margarete Kelter), und eine dritte, die viel heimatlos umhergetrieben worden war, fand in Schönstatt endlich die ersehnte und benötigte Heimat (Adele Dal Mas). Will man die erfahrene Bekehrung mit einem Wort möglichst exakt und prägnant beschreiben, so kann man von einer Vitalisierung sprechen. Diesen Menschen wurde zuteil, was Pius X. 1904

in seiner Enzyklika „Ad diem illum“ die „vitalis notitia“, die lebendige Erkenntnis nennt. Verlebendigt wurde ihr Verhältnis zu Gott, der für sie nicht mehr einsam in ferner Selbstabgeschiedenheit thronte, auch nicht bloß eine Idee war, sondern der Gott der Offenbarung, der Geschichte und, über allem, der Gott ihres Lebens. Verlebendigt wurde ihr Verhältnis zur Kirche, in der sie weniger eine Organisation als eine lebendige Gemeinschaft, zutiefst die Familie Gottes sahen. Verlebendigt wurde ihr Verhältnis zum Mitmenschen, zum Beruf, zur Arbeit, zur Welt.

Die genannten Dinge sollen hier nun nicht im einzelnen ausgeführt werden. Bedeutsamer scheint, die Faktoren namhaft zu machen, die entscheidend an der Bekehrung beteiligt waren. Es sind, wenn ich recht sehe, vor allem drei: die in Schönstatt gepflegte Marienverehrung, die Begegnung mit dem Gründer Schönstatts und die Schönstattgemeinschaften.

Eine Eigenart der Schönstatter Marienverehrung liegt darin, daß sie sich nicht mit einer gelegentlichen Andacht zur Mutter des Herrn begnügt, sondern auf ein Leben mit ihr ausgeht und Leben mit Maria in der lebendig verstandenen Gemeinschaft der Heiligen, der Familie Gottes ist. In der Lebens- und Liebesgemeinschaft der Familie Gottes herrscht ein enges In-, Mit- und Füreinander; da helfen die Glieder, die bereits zur Vollendung gelangt sind, denen, die noch im Kampfe stehen oder zu leiden haben. Das gilt in allererster Linie von Maria. Einmal deswegen, weil unter den Erlösten niemand mehr begnadet, und das heißt: aktiver ist als sie, und sodann, weil ihr in der Muttergemeinschaft am Gottmenschen und allen Menschen, die zur Familie Gottes gehören, eine überragende Stellung und Aufgabe zuteil geworden ist. Der tätigen Mutterliebe Mariens begegneten die Menschen aus „Leben als Zeugnis“ in einer ganz konkreten Weise: im Heiligtum zu Schönstatt, in dem Maria als die Dreimal wunderbare (= über alle Maßen wunderbare) Mutter nach der fromm-gläubigen Überzeugung der Schönstattfamilie seit dem Gründungsakt vom 18. Oktober 1914 ihren Gnadenthron aufgeschlagen hat, um Wunder der Gnade, vor allem der seelischen Beheimatung, der seelischen Umwandlung und der apostolischen Fruchtbarkeit zu wirken. Darum bezogen sie sich bei ihrer Marienverehrung auf Maria als die Dreimal wunderbare Mutter von Schönstatt. Maria, die Königin aller Engel und Heiligen im Himmel war so für sie auch die mit ihrer Liebe und Fürbittmacht gegenwärtige Mutter auf Erden, mit der sie lebendige Gemeinschaft des Gebens und Nehmens führen konnten. Damit war Maria – ähnlich wie für andere Menschen in Lourdes oder in Fatima – in Schönstatt in ihr Leben getreten, und je mehr sie sich ihr dort erschlossen, desto mehr erfuhren sie die verwandelnde Kraft ihres Wirkens.

Die Bedeutung und Wirkung des Gründers der Schönstattfamilie war ihnen, da seine Tätigkeit sich sehr unauffällig vollzog, zunächst nicht reflexiv bewußt. Aus dem Abstand der Jahre, als sie selber auf die Höhe ihres Lebens gelangten, erkannten sie jedoch, daß sie in Pater Kentenich einem Priester begegnet waren, der nichts anderes hatte sein wollen als Werkzeug des gütigen, das Heil des Menschen wollenden und wirkenden Gottes. In der übernatürlichen Welt zuhause, war er imstande, ihnen in einer Zeit, die

tief von Rat- und Orientierungslosigkeit gezeichnet ist, Führung und Klarheit zu geben. Darum dankte eine nüchterne, mit beiden Beinen im Leben stehende Lehrerin wie Margarete Kelter nächst der Mater Ter Admirabilis „Herrn Pater Kentenich, der mit einem solch tiefen Wissen und mit einer einzigartigen Beredsamkeit eine große väterliche Güte und Anteilnahme verband, daß man mit vollem Vertrauen auch in kleinen Nöten sich an ihn wandte.“

Die Schönstattgemeinschaften endlich leisteten den Menschen aus „Leben als Zeugnis“ jenen Dienst, auf den wir als Menschen wie als Christen kraft unserer sozialen Bestimmtheit auch für unser Heil angewiesen sind. Die ewige Seligkeit, die in der Gemeinschaft mit Gott und seinen Auserwählten besteht, will auch in Gemeinschaft angestrebt und erlangt werden. Um in einen lebendigen Glauben an Gott zu kommen und in Kontakt mit ihm zu bleiben, bedürfen wir der lebendigen Gemeinschaft mit anderen Christen, nicht allein mit der großen Gemeinschaft der weltweiten Kirche, sondern der kleinen Gemeinschaften, in denen die Kirche für uns konkret wird. Solche Gemeinschaften haben die Eugen Bolsinger, Wolfgang Nerlich, M. Christburga Börgerding, Franziska Nacke in Schönstatt gefunden. Von ihrer Gemeinschaft, dem Bund berufstätiger Frauen, schreibt Adele Dal Mas: „Der Bund ist eine herrliche Einrichtung . . . und es ist eine große Gnade, dazu berufen zu sein.“ Ist das eine Übertreibung? Ich glaube nicht, denn Gemeinschaft finden, zumal in der heutigen Zeit Gemeinschaft, die in der Gnade Christi gründet, das ist wahrhaft Gnade!

Schließen wir unsere Anmerkungen zu „Leben als Zeugnis“ mit diesen Beobachtungen ab. Jeder Schönstätter weiß, daß die zuletzt erwähnten Faktoren nicht nur im Leben der in dem Buch beschriebenen Menschen eine Rolle spielten. Sie bezeichnen das, was Prälat Wolker vor fast vierzig Jahren einmal das „Geheimnis Schönstatts“ genannt hat. Wie Schönstatt in seinem Werden von diesen drei Faktoren wesentlich mitbestimmt wurde, so wird es von dort her auch immer seine Vitalität beziehen. Für die Verwirklichung der Erneuerung in der Kirche nach dem Konzil aber dürfte die Erfahrung der Menschen aus „Leben als Zeugnis“ ein Hinweis sein, der verlebendigenden Kraft einer intensiven Marienverehrung sowie der Rolle des seiner Berufung zur geistlichen Vater-schaft entsprechenden Priesters und der Funktion echter christlicher Gemeinschaften genügend Beachtung zu schenken.

Dachau 1942 (III)

In memoriam P. Albert Eise

Von Engelbert Monnerjahn

Als Pater Albert Eise am Abend des 4. August 1941 in der Kapelle des Barbaraklosters in Koblenz von nicht weniger als acht Gestapo-Beamten umstellt und abgeführt wurde, war er nicht zum ersten Male in die Fänge der Gestapo geraten. Gut zwei Jahre vorher, am 26. Juli 1939, hatte er in Stuttgart ein Verhör von viereinhalb Stunden über sich ergehen lassen müssen. Anlaß für diese Vorladung und Vernehmung — die übrigens von der Stuttgarter Gestapo auf Ansuchen der Koblenzer Stapo-Leitstelle vorgenommen wurde — war, wie wir aus einer Nachschrift, die Pater Eise selbst am folgenden Tage anfertigte, wissen, eine Predigtreihe über Ehe und Familie, die er vom 2. bis 7. Mai in der Wiener Pfarrei „Königin des Friedens“ gehalten hatte. Man suchte ihn dabei, wie das bei der Gestapo nach wohlüberlegter Raffinesse üblich war, sofort ins Unrecht zu setzen, indem man ihn beschuldigte, eine „wüste Hetze“ gegen den Staat betrieben zu haben, und zwar durch Behauptungen wie: die Kirche solle in Deutschland totgeschlagen werden; Ehen, die nicht christlich sind, könnten unmöglich Wert und Bestand haben; es werde verboten, in Kindergärten zu beten; das erste, ja das ausschließliche Recht der Kindererziehung stehe den Eltern zu usw. Zu den einzelnen Anschuldigungen gab Pater Eise Erklärungen ab, von denen freilich keine einzige die vernehmenden Beamten überzeugt haben dürfte, und diesen Eindruck hatte auch Pater Eise selbst, wenn er in der Nachschrift meint, daß der Kriminalinspektor, der das Hauptverhör durchführte, seine Aussagen, wie bei allen Geistlichen, als „jesuitische Verdrehungskunst“ ansah und sie „nicht wahrheitsgetreu genug“ nahm.

Es wäre nicht verwunderlich, wenn Pater Eises Name schon vor der Stuttgarter Vernehmung in den Listen der Geheimen Staatspolizei gestanden hätte. Exerzitenmeister und Exerzitienteilnehmer gehörten zu den Personen, die schon bald nach der Macht ergreifung Hitlers das besondere Interesse des Geheimen Staatspolizeiamtes Berlin (= Gestapa) erregten. In einem Rundschreiben des Gestapa vom 20. Juni 1934 z. B. steht: Man habe festgestellt, daß die Exerziten der katholischen Verbände einen ungewohnten Umfang angenommen hätten (was voraussetzt, daß man darüber schon seit längerem Beobachtungen anstellte!); Teilnehmer seien besonders Ausländer und Lehrer. Eine Überprüfung der „beteiligten Persönlichkeiten“ werde darum notwendig. Zu diesem Zwecke seien alle Exerzitenhäuser anzuweisen, daß für Exerzitienteilnehmer eine polizeiliche Meldepflicht bestehe. Das Rundschreiben machte es allen Staatspolizei-

stellen zur Pflicht, die Durchführung dieser Bestimmung zu überwachen. Außerdem wurden sie angewiesen, fortan die Exerzitenkalender der deutschen Diözesen unaufgefordert und rechtzeitig an das Geheime Staatspolizeiamt einzusenden¹.

Über diesen Erlaß kam es in der Folge zu einer recht scharfen brieflichen Kontroverse zwischen dem Gestapa und dem damaligen Oberpräsidenten der Rheinprovinz, Hermann Freiherr von Lüninck. In einem Brief vom 21. Juli 1934 bezeichnete der Oberpräsident die Anordnung als „im hohen Maße politisch unzweckmäßig“ und beschwerte sich vor allem darüber, daß sie zwar „einigen hundert Landjägern und unteren Polizeibeamten der Provinz zugeleitet“, ihm aber und den fünf Regierungspräsidenten der Rheinprovinz bislang unbekannt gewesen sei². Nachdem sich das Preußische Innenministerium zugunsten des Koblenzer Oberpräsidenten eingeschaltet hatte³, mußte die Gestapo ihren Erlaß vom 20. Juni als den geltenden Gesetzen zuwider zurücknehmen. Die erlittene Schlappe hielt sie jedoch nicht ab, wenigstens mit ihrer eigenen Apparatur eine möglichst genaue Überwachung der Exerziten durchzuführen. In dem mit „Geheim!“ deklarierten Schreiben des Gestapa vom 22. August 1934 wird zwar der Erlaß vom 20. Juni „aus staatspolitischen Erwägungen“ zurückgezogen; es heißt dort aber auch: „Ich ersuche jedoch weiterhin, soweit möglich, die Exerziten zu überwachen und Teilnehmer, insbesondere Beamte, Lehrer und dgl. unaufgefordert zu melden⁴.“ Pater Eise, der sich seit 1932 auf Bitten Pater Kentenichs der Studentinnen innerhalb der Apostolischen Bewegung von Schönstatt angenommen und viele Exerzitenkurse für Studentinnen und Lehrerinnen gehalten hatte, nahm sich demnach einer Arbeit an, die einer besonders scharfen Kontrolle der Gestapo unterlag.

In Dachau

Es war der Abend des 14. November 1941, als Pater Eise das Tor ins Schutzhaftlager des Konzentrationslagers Dachau – „dieses St. Johannes vom Lateran, diese Mutterkirche aller Konzentrationslager“, wie Edmond Michelet es nennt – durchschritt. Seit dem 7. November war er 45 Jahre alt, und der erste volle Tag im Lager sollte sein Namenstag sein, das Fest des hl. Bischofs und Kirchenlehrers Albert, seines schwäbischen Landsmannes. Seine Ankunft fiel in eine Zeit, die, mit Rücksicht auf frühere oder auch spätere Zustände, als relativ gut angesprochen werden kann. Die Priester genossen noch das vom Papst erwirkte Privileg der Befreiung von den offiziellen Arbeitskommandos. Dafür mußten sie allerdings die Essenträger des Lagers spielen – eine Arbeit, die man wirklich nicht als leicht bezeichnen kann: Die Kübel, in denen das Essen zu den Baracken gebracht wurde, wogen gefüllt immerhin zirka 150 Pfund, und sie mußten von Männern getragen werden, die auch schon vor dem Hungersommer 1942 erheblich geschwächt waren. Auch nahm das Essentragen nicht wenig Zeit in Anspruch: Für das

¹ Staatsarchiv Koblenz, Abt. 403, Nr. 16847, S. 801.

² a. a. O., S. 805.

³ Das Geheime Staatspolizeiamt Berlin war damals noch eine Einrichtung des Landes Preußen. Die Zusammenfassung der politischen Polizeien der deutschen Länder war allerdings schon im Gange und wurde durch Einsetzung Himmlers zum Chef der deutschen Polizei am 17. Juni 1936 abgeschlossen.

⁴ Staatsarchiv Koblenz, a. a. O., S. 813.

Mittagessen begann es bereits morgens um 10, für das Abendessen um 16 Uhr! Doch blieb den Priestern manche freie Stunde. Pater Eise nützte sie in der Weise, daß er, sobald er vom Zugangsblock in die Baracke der deutschen Priester gekommen war, tatkräftig an der Schönstattarbeit unter den Priestern des Lagers teilnahm. Die Gruppe, die sich um Pater Fischer gesammelt hatte, zählte bei seinem Eintreffen etwa zehn Priester. Im Brief Pater Fischers vom 14. Dezember 1941 steht darüber die kurze Notiz: „Mit Albert und manchen Getreuen halte ich feine Gemeinschaft. Alle grüßen!“ Nachdem Pater Eise zu dieser Gruppe gestoßen war, überließ Pater Fischer ihm die Führung und machte sich selbst daran, neue Schönstattkreise zu sammeln. Dabei hatte er offenbar guten Erfolg. Im Brief vom 25. Januar 1942 konnte er am Ende vermerken: „Albert und drei Sch(önstatt)-Priestergemeinschaften grüßen.“

Den bedeutsamsten Einschnitt in die ersten Monate Pater Eises in Dachau stellte die Ankunft Pater Kentenichs dar. Kunde von seiner Verhaftung war längst nach Dachau gedrungen, und zwar schon ehe Pater Eise dort angekommen war. Dieser hatte dann aus der gemeinsamen Zeit mit Pater Kentenich im Gefängnis der Koblenzer Karmeliterstraße manche neue Nachrichten mitteilen können. Die Frage aber, ob auch der Gründer nach Dachau müsse oder ob er vor dem Konzentrationslager verschont bleiben würde, konnte auch er nicht beantworten. Im Brief vom 22. Februar 1942 ließ Pater Fischer noch eine Warnung vor dem Lager hinausgehen, indem er seinen Angehörigen ins heimatliche Koblenz schrieb: „Gut, daß Onkel Josef noch in seiner alten Kaserne ist⁵, an der Front ist es in der letzten Zeit sicher härter und schwieriger geworden.“ Von der Entscheidung des 20. Januar 1942 war ihm noch nichts bekannt.

Pater Kentenich im Konzentrationslager Dachau: das bedeutete für alle Schönstattpriester, die sich dort befanden, teils Freude teils Leid, für Pater Eise jedoch Leid in einem besonderen Sinn. Die Verhaftung Pater Kentenichs am 20. September 1941 stand in einem unmittelbaren ursächlichen Zusammenhang mit seiner Verhaftung am 4. August. Da diese überraschend gekommen war, hatte er seine Aktentasche, in der sich Mitschriften von Vorträgen Pater Kentenichs befanden, nicht mehr verschwinden lassen können, und diese boten der Gestapo den erwünschten Vorwand, den Gründer Schönstatts festzusetzen. Gewiß, nachdem Pater Kentenich am 20. Januar 1942 aus eigenem Entschluß auf seine mögliche Bewahrung vor dem Transport nach Dachau verzichtet hatte, durfte Pater Eise sich sagen, daß sein alter Meister aus selbständiger freier Entscheidung in Dachau war. Trotzdem stellte sich immer wieder der quälende Gedanke ein: Er ist auch deinetwegen hier! So schrieb er am Schluß des Briefes vom 21. März: „Im übrigen bin ich im Frieden und in der Freude Gottes und habe nun durch Gottes liebende und leidvolle Fügung zugleich einen alten Freund getroffen zum Trost und zum Leidwesen meiner Seele.“

Da Pater Kentenich zunächst auf den Zugangsblock kam und dort länger, als es sonst üblich war, bleiben mußte, war die Verbindung mit ihm fürs erste ziemlich erschwert. Doch konnten Pater Fischer und Pater Eise bereits am Tag nach dem Eintreffen Pater

⁵Mit der „alten Kaserne“ ist natürlich das Gefängnis in der Koblenzer Karmeliterstraße gemeint.

Kentenichs zusammen in die Abgeschlossenheit des Zugangsblocks vordringen und, auf der Blockstraße auf- und abgehend, ein längeres Gespräch mit ihm führen. Für Pater Fischer war das, wie wir wissen, bereits die zweite Begegnung, da er Pater Kentenich schon am Abend des Ankunftstages auf der Lagerstraße getroffen und gesprochen hatte⁶.

Marianisches Apostolat

Einen besonderen Höhepunkt im priesterlich-apostolischen Wirken Pater Eises in Dachau bildeten die Predigten, die er an den Sonntagen des Maimonats 1942 in der Kapelle des Blocks 26 vor seinen Mitbrüdern hielt. Der Wunsch, daß er als Schönstätter diese Predigten übernehmen solle, war aus dem Kreis der priesterlichen Mitgefangenen an ihn herangetragen worden. Während man aber 1941 an jedem Tag eine Maiandacht mit Predigt halten können, mußte man sich diesmal auf die Sonn- und Festtage beschränken, weil gerade Ende April/Anfang Mai der größte Teil der Priester wieder zur Arbeit herangezogen wurde. Pater Eise nahm die Aufgabe gerne an. Seit Ostern waren seine Gedanken ohnedies auf die Gestaltung des Maimonats gerichtet. Seinen Angehörigen schrieb er unter dem 19. April: „Am meisten beschäftigt mich zur Zeit die innere Einstellung und Vorbereitung auf den Marienmonat Mai, der mir in seiner zu erhoffenden Fruchtbarkeit vor der Seele steht wie an der Front im Kriegsjahr 1916. Dazu brauche ich Euer Gebet.“

Zum Thema seiner Predigten wählte Pater Eise die „Inscriptio cordis in cor“, die vollkommene gegenseitige Herzenseinschreibung und Herzensverschmelzung mit Jesus und Maria. Wie immer, wenn es um die Gottesmutter ging, sprach er mit eindringlicher Begeisterung. Die Predigten müssen nachhaltigen Eindruck gemacht haben. Pater Fischer berichtete über sie an seine Angehörigen: „Fein, daß unser Albert an allen Maimonatssonntagen gut besuchte und beifällig aufgenommene Maipredigten halten konnte⁷.“ Auch Johann Maria Lenz erwähnt die Predigten in seinem Dachau-Buch: „Mai 1942 . . . P. Albert Eise P. S. M. predigt. Er ist ein bekannter Marienapostel und Exerzitiemeister. Sein Predigtthema für uns ist die ‚Inscriptio cordis in cor‘, die gegenseitige Herzenseinschreibung, wie der heilige Augustinus die Liebe nennt. ‚Meine Herren! – so beginnt er einmal – ‚angesichts der Katastrophe, die wir um uns sehen, machen wir ein Probesterben!‘ Dann schildert er einen Priestertod unter dem Schutze Mariens⁸.“ Pater Eise selbst hat wohl auch seine Maipredigten im Sinn, wenn er im Brief vom 31. Mai seinen Geschwistern knapp mitteilt: „Den Marienmonat habe ich fruchtbar und aktiv gefeiert.“

Von Pater Fischer wissen wir weiter, daß Pater Eise den Worten Pater Kentenichs am 2. Juli über die Weihe an die Dreimal wunderbare Mutter von Schönstatt als Lager-

⁶ In einem Brief an den Verfasser vom 10. Mai 1967 teilt Pater Fischer mit, daß seine erste Begegnung mit Pater Kentenich in Dachau auf der zentralen Lagerstraße, nicht auf dem Zugangsblock, stattfand. Die Angabe in REGNUM, Januar 1967, S. 24, ist insofern zu korrigieren.

⁷ Treue um Treue, 4. Buch, S. 22.

⁸ Johann Maria Lenz, Christus in Dachau, S. 134 (bibliographische Verweise s. vorige Nummer).

mutter, Brotmutter, Lageradvokatin und Lagerkönigin mit tiefer Aufmerksamkeit lauschte und anschließend, der Weisung Pater Kentenichs folgend, mit großem Eifer die verfügbaren MTA-Bildchen an Mitbrüder weitergab, vor allem an Kranke, die er aus gläubiger Überzeugung zu einer Novene ermunterte⁹. Pater Eise war es schließlich, der für den 2. Juli, an dem Pater Kentenich den Rat gab, wegen der zunehmenden körperlichen Entkräftung die bisher geübte regelmäßige Gruppenarbeit einstweilen einzustellen, dafür aber ein vielfältiges Einzelapostolat von Mitbruder zu Mitbruder zu pflegen, den Namen „Tag der Netzauswerfung“ prägte¹⁰.

Die Begründung des Schönstätter Familienwerks in Dachau auf Block 14/3 war ein Ereignis, das Pater Eise in besonderer Weise betraf. Noch vor dem Krieg hatte Pater Kentenich ihm die Sorge für den Aufbau eines solchen Familienwerks anvertraut. Darum bemühte er sich, die kleine Feier am Nachmittag des 16. Juli 1942 so schön zu gestalten, wie die armseligen Verhältnisse es nur zuließen. Er richtete den kleinen Altar mit dem Allerheiligsten und einem MTA-Bildchen her, und das frische Taschentuch, das er darunter breitete, mag jenes gewesen sein, dessen Empfang er seinen Geschwistern im Brief vom 30. April bestätigt hatte. Auch hatte er die Andacht zur Gründungsfeier des Familienwerks wie für den im Anschluß daran erfolgten Beginn des Instituts der Schönstätter Marienbrüder zusammengestellt¹¹.

Die Kräfte verfallen

Die körperliche Verfassung Pater Eises war an jenem 16. Juli 1942 längst nicht mehr die beste. In allen seinen Briefen aus Dachau pflegte er, andeutungsweise oder auch ausdrücklich, Nachricht über seine Gesundheit zu geben. Am 11. Januar 1942 zum Beispiel meldete er kurz und bündig: „Mir geht es noch gut, seelisch und körperlich.“ Zwei Wochen später, am 24. Januar, meinte er, er sähe dem göttlichen Kind in der Krippe sehr ähnlich. Im folgenden Brief heißt es: „Ich bin auch noch bei Kräften, etwa so wie auf der Freisinger Photographie“, einer Fotografie aus seinen ersten Priesterjahren, auf der er offenbar jugendlich schmal aussah. Ähnliches will wohl eine Wendung in dem Brief vom 31. März besagen, in dem er seine Ostergrüße und -wünsche übermittelt: „Ich bin noch gesund, es ist mir leicht wie einem Jüngling.“ Der Brief, den er am 19. April schickt, läßt schon die erhebliche Verschlechterung der äußeren Verhältnisse und im Gefolge davon des Gesundheitszustandes erkennen. Pater Eise macht darin zunächst einige zeitgemäße Bemerkungen zu der Vaterunser-Bitte „Unser tägliches Brot gib uns heute“, und fügt dann, auf seine Lage bezogen, an: „Möge mir aber in diesem Jahr etwas vom äußeren Segen im Sinne der Brotbitte zufallen . . .“ Unter dem 30. April bittet er „innigst ums Gebet, daß Gott den Leib stärke“. Offenbar spürte er, wie sehr seine eigene Kraft und Stärke nachzulassen begann.

Um diese Zeit war es, daß Pater Eise und Pater Fischer durch eine Schikane ihres Blockältesten dem schweren Kommando unter dem Kapo Rogler auf der Dachauer Plantage

⁹ Fischer, Dachau-Chronik I, S. 34.

¹⁰ a. a. O., S. 33.

¹¹ Nacht und Licht, 2. Buch, S. 63.

zugeteilt wurden. Während Pater Fischer in einer Schubkarre Kies und Mörtel zu fahren hatte, mußte Pater Eise Kanäle und Straßengräben reinigen¹². Hinzu kam, daß Herzbeschwerden, mit denen er früher in Schönstatt schon zu tun gehabt hatte, sich von neuem einstellten. Zwar steht in seinen eigenen Briefen darüber nichts, doch gab Pater Fischer in der Post an seine Angehörigen unter dem 8. März Nachricht davon. Gott sei Dank war die Arbeit auf dem Kommando Rogler nur von kurzer Dauer. Am 18. Mai holte Jakob Koch, der vielerfahrene Häftling und treue Katholik von der Mosel, beide in die Strohsackstopferei seines Desinfektionskommandos. Hier war die Arbeit erträglich und vor allem: sie wurde meist im Trockenen verrichtet. Dessen ungeachtet schritt der Verfall der körperlichen Kräfte unaufhaltsam fort. Am 12. Juli konnte Pater Eise wahrheitsgetreu nur mehr schreiben: „Ich halte mich noch aufrecht.“ Wenige Zeilen vorher steht, daß er seinen Bruder Paul und seine Schwester Monika bei ihrer ermüdenden Feld- und Erntearbeit nicht vergesse. „Wie gerne wäre ich dabei“, heißt es dann vielsagend, „besonders beim Vespern.“ Der letzte Brief endlich, den er in Dachau schrieb, enthält das Geständnis: „Ich lebe in völliger Einfachheit, wie nie für möglich gehalten.“ Nach dieser unaufhörlichen rapiden Abwärtsentwicklung des körperlichen Zustandes war der Zusammenbruch am 7. August geradezu unausbleiblich. Eine besondere Fügung wollte es, daß Pater Fischer sich schon eine Woche vor ihm ins Revier hatte schleppen müssen und er so für einige Tage hindurch allein mit Pater Kentenich auf dem Arbeitskommando war. Welche Gedanken die beiden Gefährten dabei erwogen, welche Gespräche sie führten, geht aus einem Brief Pater Kentenichs vom 22. August hervor: „Beide“ — d. h. Pater Eise und er — „beten neun Tage vor dem Jahrestag seiner Verhaftung um Timos Befreiung¹³ oder — wenn so vorgesehen — um volles Ja zum Blutopfer¹⁴.“

Führung zur Vollendung

Zu diesem Blutopfer, auf das Pater Eise sich unter der Anleitung Pater Kentenichs in den Tagen unmittelbar vor seinem Zusammenbruch vorbereitete, führte seine innere Entwicklung während der neun Monate im Konzentrationslager Dachau mit auffallender Gradlinigkeit hin. Von Anfang an scheint Pater Eise eine Ahnung seines Todes in sich getragen zu haben. Er war, wie Pater Fischer in seinen Dachau-Erinnerungen bemerkt, meist in einer „wehmütig-ernsten“ Stimmung und vermochte den Optimismus, der immer wieder aus Pater Fischer hervorsprudelte, nicht zu teilen. Äußerte sich Pater Fischer, daß sie gewiß die Haft überstehen und die Freiheit wiedergewinnen würden, so wußte er dessen Gründen Gesichtspunkte entgegenzusetzen, die für das Gegenteil sprachen. Auch Pater Eises Briefe sind häufig von dem wehmütig-ernsten Zug durchweht, den Pater Fischer erwähnt, von einer Ergebnislosigkeit, die so gut wie keine kämpferischen Akzente aufweist. Man glaubt herauszuspüren, daß Pater Eise, der Sanitäts-

¹² Fischer, Dachau, I. Bd., S. 112.

¹³ „Timo“ ist Abkürzung von Timotheus und Deckname für Pater Eise. Pater Kentenich ist hier der Meinung, Pater Eise sei am 14. statt am 4. August 1941 verhaftet worden. Liegt eine Verwechslung mit dem Datum seiner Einlieferung ins KZ Dachau (14. November 1941) vor?

¹⁴ Treue um Treue, 4. Buch, S. 53.

Unteroffizier des Ersten Weltkrieges, der zwei Jahre lang unter ständigem Einsatz seines eigenen Lebens mit größter Bereitschaft verwundeten und sterbenden Kameraden beigestanden hatte, im Grunde die satanische Schurkerei, die sich da mitten in Deutschland und Europa an wehrlosen Menschen austobte, nicht fassen konnte. In diesem Sinne machte er Pater Fischer gegenüber öfter die Bemerkung, welche eine Gemeinheit es sei von der SS, daß sie den Gefangenen nicht gestattete, sich von daheim Pakete schicken zu lassen¹⁵. Das Verhalten der SS ließ keinen anderen als den furchtbaren Schluß zu, daß die Gefangenen als Gegner des Regimes nicht nur isoliert, sondern auch einem langsamen, aber sicheren Tod ausgeliefert werden sollten, wie ein Dachauer Lagerkommandant es einmal einer Gruppe von Neuzugängen zugebrüllt hatte: „Ihr habt hier nur zwei Aufgaben zu erfüllen: erstens, zu verrecken, und zweitens, bis ihr krepirt seid, zu arbeiten¹⁶.“

Auf diese Situation reagierte Pater Eise zunächst mit der Einstellung des ignatianischen „Suscipe“. Das „Nimm hin, o Herr“ war während der ersten Wochen in Dachau wohl sein bevorzugtes Gebet, durch das er die ihm auferlegte Gefangenschaft in ein freiwilliges Opfer umzuwandeln suchte. Es taucht bereits im ersten Brief aus Dachau vom 16. November 1941 auf, in dem es heißt: „Aus der Anschrift sehr Ihr, wo ich bin. Laßt uns in allem Gottes Hand sehen und ihm immer vertrauen. Nimm hin, o Herr, meine ganze Freiheit. Betet, daß ich mich immer dem Wollen und Wünschen Gottes so beuge, wie ich es jetzt vermag.“

Im Brief vom 24. Januar 1942 kehrt es wieder: „Mein Lieblingsgebet ist: ‚Nimm hin, o Herr, meine ganze Freiheit usw.‘ “. Pater Eise blieb jedoch nicht bei dem bloßen Einverständnis zum Opfer seiner Freiheit stehen, er wandte auf seinen Aufenthalt im Konzentrationslager einen Grundsatz an, den er zu Beginn des Krieges seinen Studentinnen vorgetragen hatte: „Außerordentliche Zeiten erfordern auch eine Beschleunigung der Heiligung und Heiligkeit¹⁷.“ Wie stark er in Dachau an die Beschleunigung der eigenen Heiligung und Heiligkeit dachte, offenbart ein Geständnis, das er im Brief vom 13. Dezember 1941, nach einem knappen Monat im Konzentrationslager, machte: „Eines bedaure ich, nämlich nicht immer an die Berufung zur Vollkommenheit geglaubt zu haben.“ Nunmehr steht es für ihn über alle Zweifel fest, daß Gott ihn zur Vollkommenheit berufen hat und daß er ihn gerade in Dachau zur Vollkommenheit führen will. Dabei soll das Einverständnis mit dem Opfer seiner Freiheit nur eine erste Stufe sein, von der aus er weiterschreitet zur Hingabe nicht nur seiner Freiheit, sondern seines Lebens, seiner selbst.

Die Fastenzeit 1942 scheint durch ein tiefgreifendes Ringen in dieser Richtung ausgefüllt gewesen zu sein. Darauf deutet eine kleine Mitteilung vom Karsamstag, den 4. April: „Letzte Herzens- und Seelenentscheidungen sind gefallen.“ Welcher Art diese Entscheidungen gewesen sein können, läßt sich einer anderen Stelle des gleichen Briefes entnehmen: „Habe ich in aller meiner Liebe alle meine Werke und Kräfte mit heißem

¹⁵ Nacht und Licht, 2. Buch, S. 75.

¹⁶ Johann Maria Lenz, a. a. O., S. 147.

¹⁷ Elisabeth Schmä, Pater Albert Eise, Zeuge Christi, Herold der Gottesmutter, o. O. u. J., S. 65.

Wünschen für Gottes Ehre dem gekreuzigten König vorbehaltlos geschenkt, dann darf ich auch hoffen, mit dem triumphierenden Gottkönig schicksalhaft verbunden zu sein.“ Am letzten Tag des gleichen Monats April berichtete er: „Ich habe das Gebet (der Hingabe) erweitert mit innerem Kampf und nun mit Freude und hineingelegt, was ich jemals als möglich erkannte und aussprach.“ Das erweiterte Hingabegebet ist ihm so wichtig, daß er es als sein „Wandlungsgebet bei der Messe“ verrichtet, wie es im selben Brief heißt.

Bei diesem Gebet dürfte es sich um jenes der großen hl. Theresia von Spanien handeln, das er am 25. April mit eigener Hand auf die Rückseite eines Inscriptio-Bildchens schrieb: „Dein bin ich, geboren zu Dir, was verfügst Du zu tun mit mir? Gib mir Reichtum oder Armut, Ehre oder Schmach, Freiheit oder Fesseln, Trost oder Trübsal, frohes Leben, Sonne ohne Schleier. Da ich mich ganz hingab, was verfügst Du zu tun mit mir?“ Wie in den vorausgegangenen Monaten das „Nimm hin“ der Grundakkord seiner Seele gewesen war, so blieb in den folgenden Wochen das „Dein bin ich“ bestimmend. In Übereinstimmung damit steht im Brief vom 17. Mai: „Mit meiner Seele habe ich noch nie Gott so gesucht und ihm alles gegeben wie jetzt.“ Ähnlich am 31. Mai: „... ich suche ihn (Gott) wie nie.“ Und am 14. Juni: „Eine innere Unruhe gibt es kaum, mein Name steht im Herzen Mariae und Jesu. Und ob Gott die Leistung des Lebens oder das Opfer will, steht bei ihm.“ Bezeichnenderweise klingt das Gebet der hl. Theresia mit seiner Ganzhingabe noch im letzten Brief vom 26. Juli auf: „Herr, was verfügst Du zu tun mit mir?“ Zu dem Gebet der hl. Karmeliterin tritt in diesem Brief das Gebet Josef Englings vom 3. Juni 1918 an der Lys mit dem Lebensangebot für das Schönstattwerk, und darin ist die dritte, letzte und, so dürfen wir sagen, höchste Stufe der inneren Entwicklung Pater Eises in Dachau erreicht: „Wenn es mit Deinen Plänen vereinbar ist, dann lasse mich ein Opfer werden für Deine und der Gottesmutter Zwecke.“

Das Opfer wird eingelöst

Pater Eise befand sich erst wenige Tage im Dachauer Krankenrevier, als Pater Fischer, der die eigene körperliche Krise inzwischen erfolgreich überstanden hatte, ihn das erste mal zu Gesicht bekam. Zu seinem Erschrecken mußte Pater Fischer bemerken: Sein Mitbruder und Leidensgefährte machte den Eindruck eines völlig zusammengebrochenen Menschen, mit höchster Wahrscheinlichkeit wird er das Revier nicht mehr lebend verlassen¹⁸. Der Pessimismus Pater Fischers wurde allerdings von Dr. P., der als Oberpfleger im Revier – leider nicht in der Baracke, in der Pater Eise lag, sondern in der chirurgischen Abteilung – tätig war, nicht geteilt. Er hatte Hoffnung, Pater Eise durchzubringen, und setzte alles daran, den Verfall der Kräfte aufzuhalten. Seine aufopfernden Bemühungen hätten vielleicht Erfolg haben können, wenn die Verhältnisse im Revier nicht ganz so katastrophal gewesen wären oder wenn wenigstens die Pfleger der Baracke 7, in der Pater Eise lag, ihre Pflicht getan hätten. So mußte Dr. P. jedesmal, wenn er mit ein wenig Tee oder ein paar Löffeln Suppe zu Pater Eise wollte, bei dem

¹⁸ Fischer, Dachau, I. Bd., S. 159.

Oberpfleger von Block 7 oder bei dem Pfleger der Stube 4 erst um Erlaubnis bitten und froh sein, wenn sie ihm nicht abgeschlagen wurde.

Man begreift die Zustände, die im Dachauer Krankenrevier wie in so gut wie allen Krankenrevieren der nationalsozialistischen Konzentrationslager herrschten, nur dann einigermaßen, wenn man weiß, daß die SS zeitweise mit Vorliebe ausgesprochen abartige Häftlinge, meist aus der Kategorie der Grünen, der Kriminellen also, zu Pflegern und Oberpflegern dieser Reviere einsetzte. Josef Heiden, wohl der berüchtigste aller Dachauer Revierkapos — Schnabel: „Unter dem berüchtigten Revierkapo Heiden war der Häftlingskrankenbau eine Mördergrube¹⁹“; Bernard: „Ein Unmensch, der nicht weniger Menschen auf dem Gewissen hat als mancher SS-Mann²⁰“ — war im August 1942 gottlob nicht mehr im Amt. Unter seinem Nachfolger scheinen die Dinge sich aber kaum gebessert zu haben, wenn er auch nicht, wie Heiden, kranke Häftlingskameraden durch Phenol- und Benzinspritzen ermordete oder von gleichgesinnten Verbrechern ermorden ließ. Vor allem war im August 1942 auf Block 7, Stube 4 keine Änderung eingetreten. Von den dortigen Pflegern berichtet Johann Maria Lenz noch aus dem Januar 1943, als er typhuskrank auf 7/4 lag: „Die Pfleger unserer Stube, gottlose Menschen, konnte man nicht mit dem ‚Barmherzigen Samariter‘ vergleichen. Wir Kranke, vor allem wir Priester, hatten vor ihnen mehr Angst als vor der Todeskrankheit²¹.“

Nachdem Pater Eise etwa eine Woche auf 7/4 gelegen hatte, gelang es, ihn auf Block 3 in die Stube 3 verlegen zu lassen. Hier wurde ihm eine etwas bessere Pflege zuteil. Trotzdem schien in der Nacht vom 14. auf den 15. August, das Fest Mariä Himmelfahrt, sein Ende gekommen zu sein. Er geriet, wie berichtet wird, in ein Delirium und irrte in der Stube umher. Pater Fischer drängte deshalb in den folgenden Tagen darauf, ihm die hl. Ölung zu spenden. Das war in Dachau keine einfache Sache. Zwar waren die hl. Öle vorhanden, doch die SS hatte die Spendung von Sterbesakramenten, ob an Priestern oder an Laien, verboten und unter strenge Strafe gestellt. Wollte man das Verbot umgehen, so mußte man sich außer gegen die SS auch noch gegen ihre bekannten und unbekanntenen Helfershelfer unter den Gefangenen absichern. Pater Fischer sprach mit Dr. P., und dieser erreichte bei dem zuständigen Pflegerkollegen, daß Pater Fischer als „guter, alter Freund“ Pater Eise am 17. August einen Besuch machen durfte. „Ich nahm den Deckel von der Thermosflasche, die Dr. P. gebracht hatte“, so schildert Pater Fischer den Vollzug der hl. Ölung, „goß etwas Tee in den Deckel und reichte ihn Pater Eise zum Trinken. Dabei machte ich ihm mit dem hl. Öl das Kreuz auf die Stirne und sprach die Formel: ‚Per istam sanctam unctionem . . .‘. Dann gab ich meinem kranken Mitbruder noch den Apostolischen Segen. Pater Eise freute sich. Gläubig sagte er: ‚Gott sei Dank, wieder ein Sakrament empfangen, wieder neue Kraft!²².“ In der kleinen Unterhaltung, die sich daran anspannt, gedachte Pater Eise besonders des Familienwerks, das durch den Akt des 16. Juli verstärkt in sein Bewußtsein getreten war; er

¹⁹ Reimund Schnabel, *Die Frommen in der Hölle*, S. 68.

²⁰ Jean Bernard, *Pfarrerblock 25487*. Ein Bericht, München 1962, S. 70.

²¹ Lenz, a. a. O., S. 242.

²² Fischer, *Dachau*, I. Bd., S. 160.

meinte zu Pater Fischer, ob nicht Kaplan Dr. Wensch, den er in den letzten Monaten in Schönstatt eingeführt hatte, nach seinem Tode die Sorge für das Familienwerk übernehmen könne. Er wußte nicht, und Pater Fischer konnte es ihm auch nicht sagen, daß Dr. Wensch zwei Tage zuvor, am Feste Mariae Himmelfahrt, gestorben war²³.

In den Tagen nach der hl. Ölung sah es so aus, als ob sich eine Wende zum Besseren anbahnen wolle. Alle Hoffnungen wurden aber zunichte gemacht, als man Pater Eise wieder auf die „Todesstube“ 7/4 brachte. Da es ihm infolge seiner Entkräftung unmöglich war, sich selbst sauber zu halten, nahm der unmenschliche Pfleger²⁴ eine Prozedur mit ihm vor, die den Erfolg aller Bemühungen vereitelte: er schleppte den von Fieber geschüttelten Kranken in den Waschraum und spritzte ihn unter einer Dusche mit kaltem Wasser ab. Von diesem Tage an ging es unaufhaltsam dem Ende zu. Da er auch noch in den Verdacht geriet, daß er nicht bloß an Hungertyphus, sondern an regelrechtem Bauchtyphus leide, wurde sein Bett in Stube 7/4 und später in 7/2, wohin man ihn zuletzt noch legte, mit einer spanischen Wand abgeschirmt. Hinter dieser Wand sah Pater Fischer ihn liegen, ehe er am 22. August das Revier verlassen konnte. „Hilfloser als ein kleines Kind, vollständig apathisch, ganz entkräftet“, so beschreibt Pater Fischer seinen Zustand. „Mücken sitzen in Mengen auf seinem Gesicht. Er wehrt sie nicht einmal ab. Ein Bild zum Erbarmen! Mit wehmütigem Schmerz gehe ich weg, ohne mit ihm gesprochen zu haben²⁵.“

Ende August / Anfang September schöpfte Pater Eise selbst noch einmal Mut und glaubte an seine Genesung. Noch am Abend des 2. September äußerte er zu Kameraden, er habe das Gefühl, es geschafft zu haben, die Krise sei glücklich überwunden. Es war die Euphorie vor dem Tode. Noch in der gleichen Nacht, zwischen zwei und drei, hörte Dr. Schauß, ein Luxemburger, der gleichfalls krank auf 7/2 lag, wie Pater Eise leise und mit stockendem Atem Gebete flüsterte und schließlich einen tiefen Atemzug tat, dem keiner mehr folgte. Dr. Schauß, selbst Katholik, erhob sich von seinem Strohsack, ging zu dem eben Verstorbenen hinüber und zeichnete ihm ein Kreuz auf die Stirne. Es war der 3. September – wie Pater Kentenich und Pater Fischer am nächsten Morgen feststellten, das Fest Mariens, der Mutter des Guten Hirten. Am Abend des Sterbetages hielt Pater Fischer vor den Mitbrüdern der Stube, der Pater Eise und er angehörten, einen kurzen Nachruf auf den Verstorbenen. Zwei Tage später, am Sonntag, dem 5. September, feierte die ganze Priestergemeinschaft von Block 26 ein Requiem, bei dem wieder Pater Fischer Worte des Gedenkens sprach. Pater Kentenich meldete am gleichen Sonntag nach Schönstatt: „Kaum war die Totenmesse für Franz²⁶ gelesen, durften sie eine

²³ Der Tod Dr. Wenschs ist ein Beispiel, wie schnell damals in Dachau ein Leben zu Ende gehen konnte: Am 31. Juli hatte er dem erkrankten Pater Fischer noch seine Dienste geleistet, zwei Wochen später schloß er seine Augen. Ähnliches gilt von Pfarrer Christian Hackethal, der Pater Fischer nach dem Zusammenbruch auf dem Appellplatz in die Baracke begleitet hatte; am 25. August ereilte ihn selber der Tod.

²⁴ Ob es sich um den Pfleger handelt, der nach Carls, Dachau, Erinnerungen, S. 143, später zusammen mit dem Revierkapo Zimmermann verklagt wurde, daß auf 7/4 Kranke (fahrlässig) gestorben seien?

²⁵ Fischer, Dachau, I. Bd., S. 160.

²⁶ Gemeint ist Pater Franz Reinisch, der am 21. August 1942 enthauptet worden war; s. dieses Heft S. 126-138.

zweite anfügen für seinen Mitarbeiter. Daß dessen Leben in voller Kapitulation vor dem göttlichen Jäger ausklang, ist ergreifender Beweis göttlich-mütterlicher Güte und Weisheit und wirbt wirksam um wiederholtes Magnifikat von seinen Freunden²⁷." Auch Pater Fischer berichtete den Tod seines Mitbruders nach Hause, zunächst ebenfalls im Brief vom 5. September, und dann noch einmal am 20. September. In diesem teilte er ein Wort mit, das Pater Eise in seinen letzten Tagen mehrmals hatte fallen lassen: „So weh es auch tut, so hart es auch ist, wenn ich tiefer schaue, muß ich sagen: Die Gottesmutter hat all mein Bitten und Flehen erhört²⁸.“

Weitere Opfer des Hungersommers 1942

Pater Eise war nicht der einzige Priester aus der Schönstattfamilie, der im Hungersommer 1942 sein Leben in Dachau als Opfer vollendete. Von den Priestern, die sich in Dachau den dort bestehenden Schönstattgemeinschaften anschlossen, starben der schon erwähnte Pfarrer Christian Hackethal aus Harzburg, Diözese Hildesheim, am 25. August; ferner, am 1. August, Kaplan Gerhard Hirschfelder aus Habelschwerdt, Grafschaft Glatz²⁹. Zwei weitere Todesopfer, Vikar Heinrich König aus Gelsenkirchen und Prälat Dr. Heinrich Feuerstein aus Donaueschingen gehörten schon, ehe sie nach Dachau kamen, der Schönstätter Diözesanpriestergemeinschaft an. Das Sterben des einen wie des anderen war ein typischer Dachau-Tod.

Prälat Feuerstein zählte bereits 65 Jahre, als man ihn ins Konzentrationslager warf. Am Silvesterabend 1941 hatte er in seiner Gemeinde eine lang- und wohlüberlegte Predigt gehalten, in der er die Untaten des Naziregimes an den wehrlosen Geisteskranken anprangerte. Freunden, die ihm in guter Absicht von der Predigt abrieten, entgegnete er: „Ich will lieber einmal den Vorwurf hören, ich sei unklug als ich sei feige gewesen!“ Und: „Ich weiß wohl, was diese Worte für mich bedeuten³⁰.“ Noch im Januar wurde er festgenommen. Nach mehrmonatiger Haft in Konstanz traf er im Juli 1942 in Dachau ein, bereits ein vom Tod gezeichneter Mann, und starb, noch ehe der erste Monat seines Aufenthaltes dort zu Ende gegangen war, am 2. August 1942.

Vikar Heinrich König war zehn Tage nach Pater Kentenich, am 30. September 1941, in die Hände der Gestapo geraten und am 5. Dezember nach Dachau verbracht worden. Eine gute Woche nach seiner Einlieferung lag er dort in der chirurgischen Abteilung des Reviers auf dem Operationstisch. Ein kirschgroßer Gallenstein hatte, wie der SS-Lagerarzt Dr. Waldemar Wolter nach seinem Tod in einem Schreiben an die Mutter und die Geschwister behauptete, eine Operation notwendig gemacht. Am 28. Januar konnte er das Revier verlassen. Nicht ganz fünf Monate später aber mußte er es unter großen Schmerzen wieder aufsuchen. Bei dem im Lager mit schikanöser Exaktheit betriebenen Bettenbau war er, einem Bericht seines „Spindgenossen“ Pfarrer Emil Thoma

²⁷ Treue um Treue, 4. Buch, S. 56 f.

²⁸ a. a. O., S. 63.

²⁹ In dem Priesterverzeichnis bei Schnabel, Die Frommen in der Hölle, S. 245, wird die Nationalität Hirschfelders mit einem „T“ als tschechoslowakisch angegeben. Ob dies nicht ein Irrtum ist, der dem Autor vielleicht deshalb unterlaufen ist, weil die Grafschaft Glatz kirchenrechtlich zum Erzbistum Prag gehört?

³⁰ Lenz, a. a. O., S. 144.

aus der Erzdiözese Freiburg zufolge³¹, von einem Schemel gestürzt und hatte sich dabei offenbar schwere innere Verletzungen zugezogen, die bereits einen Tag später, am 24. Juni 1942, zu seinem Tode führten. Pater Fischer meldete vier Tage darauf in seinem nächsten Brief: „Wie schnell aber war Heinrich tot! Daß er sich nach gut überstandener Operation durch einen unglücklichen Fall innere Verletzungen zugezogen und in zwei Tagen tot war, ist doch tragisch. Wie tröstlich aber für die Angehörigen, daß er in den zehn Minuten, in denen er aus der Bewußtlosigkeit erwachte, die hl. Wegzehrung empfangen und sich des priesterlichen Beistandes erfreuen konnte³².“

Religionslehrer Reinhold Friedrichs, der spätere Münsterer Domkapitular, war es, der ihm die Sterbesakramente spendete und priesterlichen Beistand leistete³³. Das Telegramm der SS-Lagerkommandantur, das die Todesnachricht von Dachau an die Angehörigen Vikar Königs brachte, ist ein bezeichnendes Dokument der bürokratischen Herzlosigkeit, die bei der Lagerleitung herrschte; es lautete: „Heinrich König am 24. 6. 1942, 22.04 Uhr, verstorben. Innerhalb 24 Stunden hierher mitteilen, ob Leichenbesichtigung erwünscht. Leiche wird im Krematorium Dachau 3 K feuerbestattet. Wegen Urnenüberführung mit Krematorium KL Dachau in Verbindung treten. Sterbeurkunde ist unter Beifügung von 60 Pf jede weitere 30 Pf pro Stück beim Standesamt Dachau 2 anzufordern. Lagerkommandant i. V. Hofmann, Obersturmführer³⁴.“

Dem 18. Oktober entgegen

Zwei Tage nach der Rückkehr Pater Fischers aus dem Revier nahmen Pater Kentenich und er am 24. August ihre Arbeit auf dem Strohsackkommando wieder auf. Seit der Erkrankung Pater Eises hatte Pater Kentenich diese Arbeit im Einvernehmen mit seinem Stubenältesten Willi Bader, dem er auch in dieser Hinsicht zeitweilig unterstellt war, ruhen lassen und sich dafür stärker seiner apostolischen Tätigkeit gewidmet, vor allem seinen beiden Schönstatt-„Novizen“ Dr. Kühn und Dr. P. Nunmehr, in den Stunden erneuter gemeinsamer Arbeit mit Pater Fischer, richtete er den Blick in die Zukunft, nicht nur auf den herannahenden 18. Oktober und die Arbeit der Schönstattfamilie im nächsten Jahr, sondern auch schon auf das 1943 fällige 800jährige Jubiläum der Gründung des mittelalterlichen Klosters Schönstatt und noch weiter auf den 30. Jahrestag des Gründungsaktes und der Gründungsurkunde am 18. Oktober 1944.

Inzwischen war ein anderes geschehen: Nach fünf Monate währendem Aufenthalt im Zugangsblock wurde Pater Kentenich endlich von dort ins Lager gelassen, jedoch nicht, wie man erwartet hätte, in den Block der deutschen Priester, sondern nach Block 28, zu den polnischen Geistlichen. Er zögerte aber keinen Augenblick, darin einen Fingerzeig der Vorsehung zu sehen, und begann sofort, unter den polnischen Priestern persönliche Kontakte anzuknüpfen und auf dem Schlafsaal, dem er zugeteilt wurde, in lateinischer Sprache Vorträge zu halten.

(Fortsetzung folgt)

³¹ Brief Pfarrer Thomas an die Geschwister Vikar Königs vom 19. Februar 1947.

³² Fischer, Dachau, I. Bd., S. 151.

³³ Brief von Domkapitular Friedrichs an die Angehörigen vom 12. April 1947.

³⁴ Der Todestag Vikar Königs war also der 24. Juni 1942. Schnabel, Die Frommen in der Hölle, S. 256, wäre entsprechend zu korrigieren.

„Warum ich es wagen kann“

Pater Franz Reinisch 1903 – 1942

Aufzeichnungen im Angesicht des Todes

Am 21. August 1942, in der Morgenfrühe um 5.03 Uhr, vor nunmehr 25 Jahren, starb Pater Franz Reinisch auf dem Schafott des Zuchthauses Brandenburg-Görden. Der Stimme seines Gewissens folgend, hatte er sich geweigert, den Fahneid eines Soldaten auf den damaligen Beherrscher Deutschlands und fast ganz Europas, Adolf Hitler, abzulegen. Schon mehr als ein Jahr zuvor, noch in Schönstatt, wo er an der Zentrale der Apostolischen Bewegung einer der Mitarbeiter Pater Kentenichs gewesen war, hatte sich ihm die Erkenntnis auferlegt, daß er vor Gott und seinem Gewissen, beim Heil seiner Seele also, den Eid auf Adolf Hitler nicht leisten dürfe. Um seine Absicht deutlich zu bekunden, war er mit einem Tag Verspätung bei seiner Truppe, der Sanitäts-Ersatz-Abteilung 13 in Bad Kissingen, eingerückt, und von der ersten Stunde an machte er dort vor Vorgesetzten und Kameraden kein Hehl daraus, daß er nicht daran denke, die Hand zum Eid auf Adolf Hitler zu heben. Daraufhin wurde er noch am Tage seiner Ankunft, am 15. April 1942, in Haft genommen, zunächst in Kissingen und dann beim Divisionsgericht in Würzburg. Von hier aus überstellte man ihn am 7. Mai an das Reichskriegsgericht in Berlin-Charlottenburg, das ihn, da er standhaft seinem Gewissen treu blieb, am 7. Juli zum Tode verurteilte.

Eine erste Darstellung des „Falles“ Reinisch hat vor gut 15 Jahren in dankenswerter Weise der „priesterliche Schutzengel“ Pater Reinischs im Wehrmachts-Untersuchungsgefängnis in Berlin-Tegel, Dechant Heinrich Kreutzberg, vorgelegt¹. Besonderer Dank gebührt Kreutzberg auch dafür, daß er Pater Reinisch gleich bei seinem ersten Besuch in dessen Zelle anregte, die inneren und äußeren Ereignisse seiner Haft, seine Gedanken, Eindrücke, Empfindungen schriftlich festzuhalten. Pater Reinisch kam der Bitte nach, und so sind wir in der glücklichen Lage, nicht wenige Aufzeichnungen von seiner Hand aus den letzten Wochen vor seinem Tode zu besitzen, darunter, besonderer Erwähnung wert, eine längere Abhandlung mit dem Titel „Mysterium caritatis cruciatae = Das Geheimnis der gekreuzigten Liebe“, Reflexionen und Mediationen, die sich in lockerer Form an den Kreuzweg des Herrn anschließen. Der Wert der Aufzeichnungen Pater Reinischs liegt nicht zuletzt darin, daß sie uns einen zuverlässigen Einblick in sein Innenleben, und da vor allem in die Motive seines Handelns und seiner ungewöhnlichen Entscheidung ermöglichen. Auch läßt sich aus ihnen die Botschaft, die sein Zeugnis ent-

¹ Heinrich Kreutzberg, Franz Reinisch. Ein Martyrer unserer Zeit, Limburg 1952.

hält, herauslesen, eine Botschaft, die auch heute, 25 Jahre nach seinem Tode, nicht veraltet ist.

Von den Aufzeichnungen Pater Reinischs im Gefängnis, die er am 25. Juni 1942 begann und mit einem Abschiedsgedicht auf seine Heimatstadt Innsbruck und seine Heimat Tirol, das „Mein Testament für Glaube und Heimat“ überschrieben ist, am 10. August 1942, einen Tag vor dem Transport nach Brandenburg zur letzten Station seiner irdischen Pilgerfahrt, abschloß, ist über das hinaus, was Kreuzbergs Buch enthält, bisher nichts der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden. Der bevorstehende 25. Jahrestag seines Zeugentodes ist willkommener Anlaß, in dieser Zeitschrift wenigstens einige Teile aus dem kostbaren Nachlaß zu veröffentlichen, und zwar solche Teile, in denen Pater Reinisch sich mit der Frage befaßt, die für seinen Fall entscheidend war und ist, mit der Frage nach den Beweggründen seines Verhaltens, d. h. der Eidverweigerung.

Im ganzen drucken wir vier z. T. längere, z. T. kürzere Stücke aus dem Nachlaß ab. Das erste Stück, das wir vollständig wiedergeben, schrieb Pater Reinisch am 25. Juni 1942 als Reaktion auf die am gleichen Tag geäußerte Bitte Dechant Kreuzbergs nieder. Es hat dispositionsartigen Charakter. Zu dem dritten der darin für die Eidverweigerung angeführten Gründe („III. ein gnadenhafter Grund“) ist zu bemerken, daß Pater Reinisch darunter einige bedeutsame Stationen seiner inneren Entwicklung chronologisch aneinanderreicht, in denen für ihn der Finger Gottes bzw. die Hand der Gottesmutter deutlich spürbar wurden. Ganz wird diesen „gnadenhaften Grund“ wohl nur verstehen, wer die aufgezählten Dinge mit den gleichen vorsehungsgläubigen Augen zu sehen vermag wie Pater Reinisch selbst. Die ersten zwei kleineren Abschnitte dieser Niederschrift finden sich auch – mit geringen Änderungen – bei Kreuzberg S. 87 ff.

Im zweiten Stück, das wir bringen, beschäftigt Pater Reinisch sich mit Schönstatt. Er stellt und beantwortet eine doppelte Frage: „I. Was war mir der Gnadenort Schönstatt geworden und II. was habe ich nun dem Gnadenort Schönstatt zu geben?“ Bei seinem Entschluß, den Fahneid auf Hitler nicht zu leisten, spielte Schönstatt in mehrfacher Hinsicht eine ausschlaggebende Rolle. Das erhellt etwa aus Sätzen wie diesem: „Hätte ich den Gnadenort nicht gehabt, wäre ich diesen Weg entweder nie gegangen, oder ich wäre sicher abgebogen, oder ich wäre verzweifelt.“ Ebenso aus knappen Formulierungen wie denen, daß er „als liebeglühender Schönstattapostel leben und sterben“, „als Schlachtopfer der Liebe für das große Schönstattwerk verbluten“ wolle. Von dieser Abhandlung, die das Datum des 4. und 5. Juli trägt, ist hier lediglich der letzte Teil („Der neue Mensch in seinem Wirken“) weggelassen worden.

Das dritte Stück ist ein Ausschnitt aus einer Abhandlung mit der Überschrift „Afflictiones et cordis compunctiones“, begonnen am 21. Juli 1942, in der Pater Reinisch, wie er selbst schreibt, „die weisen Führungen und Fügungen des dreifaltigen Gottes anbetend verherrlichen und zugleich (die) eigene Armseligkeit bekennen“ will. Die Gedanken sind nach drei Gesichtspunkten gegliedert: (I) „Zusammenbrüche im eigenen Leben“, (II) „Einbruch der Gnadenströme Gottes in meine Seele“, und (III) „Aufbruch als Ergebnis und Frucht: der neue Mensch“. Der hier wiedergegebene Abschnitt steht unter (II) „Einbruch“ und macht davon etwa die Hälfte aus.

Das vierte Stück schließlich, verfaßt am 26. Juli, am Fest der hl. Anna, wie er eigens bemerkt, ist der letzte Teil einer Stellungnahme, in der Pater Reinisch zusammenfassend dreierlei darlegt: (1) die Grundsätze seines Verhaltens vor den Behörden, d. h. vor dem Reichskriegsgericht, (2) die Lösungen, die sich in seinem Falle hätten denken lassen, von denen er aber unter den gegebenen Umständen nur eine für wirklich möglich hält, die Todesstrafe, und (3) das Ziel seines Ringens. Von diesem dritten Teil bringen wir die Ausführungen unter dem Stichwort „Ein lebendiges Bekenntnis für Christus“.

In der ersten Gefängnis-Niederschrift über die Beweggründe seiner Eidverweigerung vom 25. Juni 1942 führt Pater Reinisch neben anderen unter II auch einen politischen an: für ihn, besonders für ihn als Österreicher, ist das Regime mit Hitler an der Spitze keine rechtmäßige Regierung, „keine gottgewollte Autorität, sondern eine nihilistische Regierung, die ihre Macht nur errungen hat durch Gewalt, Lug und Trug“. In den nachfolgenden Aufzeichnungen tritt dieser politische Beweggrund, wie auch die hier mitgeteilten Stücke erkennen lassen, ganz vor dem religiösen zurück, so daß Pater Reinisch am 26. Juli sogar schreiben kann: „Meine ganze Angelegenheit habe ich vor den Behörden auf das religiöse Gebiet beschränkt.“ In der Tat: wenn man fragt, warum er konsequent bei seinem Nein zum Fahneneid auf Hitler blieb — und dies, obwohl er seiner Familie, an erster Stelle seinen geliebten Eltern, die an seinem Opferweg in bewunderungswürdiger Weise teilnahmen, größten Schmerz zufügte; obwohl ein Bischof ihn „kniefällig“ und „fußfällig“ um die Eidesleistung bat, und obwohl einer seiner kirchlichen Obern sein Tun als einen Schritt „außerhalb des Weges, d. h. außerhalb des Willens Gottes“ bezeichnete, so muß die Antwort lauten: Gott wollte es so. Gott, der in der Stimme seines Gewissens zu ihm sprach, erlaubte ihm nicht, sich durch einen Eid in den Dienst Adolf Hitlers zu stellen. Eine Notiz vom 17. Juli konstatiert bündig: „Somit ist hier entscheidend: die Führung und der Wille Gottes. Mögen andere den Treueid leisten; das ist nicht für mich bindend und verpflichtend.“

Den tiefsten und einprägsamsten Ausdruck für die Tatsache, daß seine Entscheidung und sein Tun nichts anderes als Gehorsam gegen Gottes Willen war, gab Pater Reinisch in dem mehrmaligen Hinweis auf das Geheimnis des zwölfjährigen Jesus im Tempel. Auch wenn alle Welt ihm zuredete, den Eid zu leisten; wenn noch so viele ihm weismachen wollten, wie unklug, ja wie unsinnig sein Verhalten sei — für ihn galt, wie für den Herrn: Er mußte in dem sein, was des Vaters ist!

Nicht alle der nun folgenden Stücke werden sofort beim ersten Lesen verständlich sein. Man darf nie vergessen, unter welchen Umständen die Aufzeichnungen entstanden sind und daß ihr Autor die meisten, vor allem in stilistischer Hinsicht, nicht mehr korrigieren konnte. Die von Pater Reinisch unterstrichenen Stellen sind im folgenden Kursiv gesetzt.

E. M.

I.

Ave Cor Jesu et Cor Mariae!

Heute, Donnerstag 25. VI., während der Novene auf den Tag meiner Priesterweihe (29. VI. 28) wurde mir die sehnsuchtsvolle Bitte erhört, daß Du, göttlicher Meister, Hei-

land und Hoherpriester, *sacramentaliter* zu mir komme. Denn darin würde ich erneut einen Beweis für die Richtigkeit meines eingeschlagenen Weges erblicken. Welch große Gnade, nicht nur Einkehr hielt der gute Hirte in mein Herz, das seit 8. V.² sich darnach sehnte, sondern er nimmt Wohnung in meiner kleinen Zelle.

MTA, das ist alles Dein mütterliches Helfen, Trösten, Freude bereiten.

„Nie kann ich, Mutter, danken Dir genug . . .“

Zudem ein Sch(önstatt)-Priester, den Du zu mir gesandt!

Wie weh war mir vor genau einem Monat, 26. V., als ein anderer Priester zu mir kam mit dem Allerheiligsten und von mir schied, indem er sich weigerte, mir den göttlichen Heiland zu reichen. Das tat weh. Aber auch dieses Opfer hat sich heute tausendfach gelohnt.

„Heiland, es will Abend werden,
denn der Tag hat sich geneigt!“

Mein Lebenstag geht zu Ende: so willst *Du* den letzten Abschnitt meines Ringens *mit mir* gemeinsam vollbringen.

„Nie kann ich, Jesus, danken Dir genug . . .“

Im Auftrag und Wunsch des Sch(önstatt)-Priesters will ich nun niederschreiben, *wie ich es wagen kann, diesen Weg zu gehen.*

Drei Gründe bestimmen mich dazu:

I. ein religiös-kirchlicher

II. ein politischer

III. ein gnadenhafter.

I. ein religiös-kirchlicher

a) allgemein kirchlich

b) allgemein religiös

spezifisch *sch(önstättisch)*.

ad a) weil die Kirche heute Freiwild geworden. Siehe Hirtenbriefe der letzten Jahre, ferner „Mit brennender Sorge“, endlich die praktische Ausweitung der Verfolgung.

ad b) Es geht (dar)um das Prinzip: „Das Christentum ist der nordischen Rasse artfremd, ferner veraltet, endlich *staatsfeindlich*“, zu überwinden.

Sch(önstatt) ist ein vorwärtsstürmender Katholizismus und daher eine ausgesprochene, kraftvolle *antibolschew(istische)* Bewegung und Gnadenbew(egung). Jede Gnade aber verlangt Opfer.

Da nun die Einrichtungen: Ministerien, Partei, G. St. Po besonders die NS Weltanschauung mit List und Gewalt durchführen, und zwar *total*, in allen Lebensverzweigungen, darum die entschlossene Gegen-Notwehr.

II. politischer Grund.

Die gegenwärtige Regierung ist keine gottgewollte Autorität, sondern eine nihi-

listische Regierung, die ihre Macht nur errungen hat durch Gewalt, Lug und Trug.
1933 gewaltsame Selbstaflösung der pol(itischen) Parteien.

1938 gewaltsame Besetzung Österreichs.

Schuschnigg: „Bekanntnis will ich!“

Das N. S. Prinzip: „Gewalt geht vor Recht“ zwingt mich in die *Notwehrstellung*.
Es gibt daher für mich keinen Eid der Treue auf eine solche Regierung. „*Mit Vorbehalt*“ den Eid abzulegen *muß ich nicht! und will nicht nicht!*

III. ein gnadenhafter Grund:

- 1) 1938 ließ mich die göttl(iche) Vorsehung die gewaltsame Besetzung meiner Heimat zu Hause miterleben.
- 2) Bei der Volksabstimmung war ich *nicht* in der Liste eingetragen.
- 3) 12. IX. 40, Mariae Namen, erhielt ich das Predigt-Verbot. Das machte mir eine Übernahme einer Pfarrstelle unmöglich.
- 4) Als Ende 1940 die Wehrmacht auch die Priesterjahrgänge 1908–1900 einzuziehen begann, war es für mich klar, daß mit der Weigerung des Fahneneides für mich der Tod bald bevorsteht. Dazu reifte nun in nächster Zeit immer fester mein Entschluß.
- 5) 1. III. 41: Bereitschaftsbefehl. Es war ein Samstag! Wieder ein Gruß der MTA. Jetzt entschloß ich mich erst zur „Blankovollmacht“. Überdies Hochzeitstag meines Bruders!!!
- 6) Beratung und Befragungen, wenn auch negativ oder nur indifferent, haben mich in meinem Entschluß nur bestärkt, jedoch kam es nicht zur Durchführung. Der Böhmerwald nahm mich für ein halbes Jahr auf.
Plötzliche Erkrankung P. X.
- 7) 15. VIII., *Mariae Himmelfahrt* erneuter Bereitschaftsbefehl! Durch Übernahme eines neuen Postens, Abenberg-Nürnberg, hat es sich wieder verschoben. Doch dieser Posten wurde mir nicht dauernd übertragen.
- 8) 1942 Sch(önstatt)-Parole: „*Omnia opera mea Christo Regi crucifixo et glorioso*“² löste in mir die *bestimmte* Ahnung aus: in *diesem* Jahre kommt es für mich zur Entscheidung.
- 9) „Die reichen Gaben, die der liebe Gott mir gegeben, will ich vervielfältigt zurückerstatten: den klaren Verstand, tiefe Erkenntnisse und festen Willen. Und wenn es mir glücken würde, mich selbst ganz loszulassen und mich im Geiste der Inscriptio der lieben MTA zu übergeben, dann wird gewiß mein stürmisches Tirolerblut sich etwas beruhigen und für eine konkrete Aufgabe sich freimachen . . . Der *Letztentscheid* allerdings wird mir entweder *jetzt* oder wenigstens im Augenblicke des Todes glücken, wenn ich ganz der lieben MTA im

² Auf der Fahrt von Würzburg in das Wehrmachts-Untersuchungsgefängnis in Berlin-Tegel hatte Pater Reinisch dank der Freundlichkeit und des Mutes des ihn eskortierenden katholischen Feldwebels am 8. Mai die hl. Messe feiern können. Vgl. Kreuzberg, a. a. O., S. 80.

³ „Alle meine Werke für Christus, den gekreuzigten und verherrlichten König.“

Geiste der Inscriptio treu bleibe. Ich will mein Leben möglichst teuer verkaufen. Und daß mein Lebensweg Schönstatt gekreuzt hat, soll nicht umsonst sein⁴!

10) 1. März traf ich am neuen Ort im Bayrischen Wald „Wegscheid“ ein. Schon der Name bedeutete für mich: „Du stehst hier nun am Scheideweg.“

11) Ich traf in Bad Kissingen einen Tag absichtlich später ein. Sofort verhaftet 15. IV. Ausgerechnet am 20. IV. war es, da wollte mich . . . durch P. X. in Gegenwart der Militärbehörde zum Fahneneid bewegen lassen. Das war für mich der Tag, wo ich mich *erst recht* für *Christus* entschied.

In der Nacht auf das Fest Erscheinung St. Michael fuhr ich von Bad Kissingen nach Berlin. Am 8. V. vormittags traf ich hier ein.

Dazwischen wären noch viele andere kleine Aufmerksamkeiten der liebevollen Führung der göttlichen Vorsehung zu erwähnen. Doch das eine steht fest: Ich will nicht aufhören, die liebe MTA zu bestürmen: Sie möge nach ihren Plänen über mein Leben verfügen für ihr Werk, wie es ihr wohlgefällt. Es soll meine Lebenshingabe ein *Sühnopfer* sein für meine *eigene* Armseligkeit, ferner aber ein *Liebesopfer* für das Sch(önstatt)-Werk.

„MTA, laß mich in diesen Tagen noch stark reifen, damit ich deinem großen Zeichen: Licht-, Kampf- und Siegeszeichen folge in Treue und so erlebe die Wahrheit: In hoc signo vincam⁵!

Ich selber aber will eine lodernde Liebesflamme, ein bereitwilliges Liebesopfer und ein glühender Liebesapostel werden, damit ich gereiche: in *caritate Christi* urgente ad *infinitam* Dei gloriam, ad destruendum peccatum et ad salvandas animas⁶!

M(ater) h(abebit) c(uram)⁷!

II.

M. h. c.!

Heute, am Samstag 4. Juli, hast Du, liebe MTA, mir ermöglicht, „in parvula ecclesia mea sacrificium J(esu) Chr(isti) offerre⁸.“ Aus dieser Hochglut der Freude heraus will ich an meinem Lebensende eine zweifache Frage beantworten:

⁴ Dieser von Pater Reinisch selbst in Anführungszeichen gesetzte Absatz variiert, z. T. wörtlich, Stellen aus zwei Briefen, die er während seines letzten Aufenthalts in Schönstatt im Februar 1942 von dem im Gefängnis in Koblenz inhaftierten Pater Kentenich erhielt. Die grundsätzliche Stellung Pater Reinischs zu Pater Kentenich beleuchtet ein Ausspruch gegenüber Dechant Kreutzberg, daß Pater Kentenich der einzige sei, der ihn von seinem Entschluß abbringen könne.

⁵ „In diesem Zeichen werde ich siegen!“

⁶ „In der drängenden Liebe Christi zur unendlichen Ehre Gottes, zur Vernichtung der Sünde und zur Rettung der Seelen.“ Diese Formulierungen sind vom hl. Vinzenz Pallotti übernommen.

⁷ „Die Mutter wird sorgen!“

⁸ „In meiner kleinen Kirche das Opfer Jesu Christi darzubringen.“ „Parvula ecclesia mea = meine kleine Kirche“, bedeutet hier: Kapellchen. Wie aus dem Text weiter unten hervorgeht, betrachtete Pater Reinisch seine Zelle als ein Filialheiligtum des Kapellchens der Dreimal wunderbaren Mutter von Schönstatt. Das Allerheiligste, das er bei sich hatte, bewahrte er hinter einem Foto vom Inneren des Kapellchens in Schönstatt auf.

- I. Was war mir der Gnadenort Sch(önstatt) geworden und
II. Was habe ich nun dem Gnadenort Sch(önstatt) zu geben?

I. Der Gnadenort Sch(önstatt) ist mir geworden:

- 1) Heimstätte
- 2) Heiligungsstätte und
- 3) Werkstätte!

1) *Heimstätte!* Warum? Wegen der Geborgenheit, die ich dort erlebte. Zunächst *natürliche* Geborgenheit: ob der schönen Lage, angenehmen Lebensverhältnisse; *geistige* Geborgenheit: ob der außergewöhnlichen hochstehenden Persönlichkeit des H. H. Paters K(entenich), ob des hochgelagerten Milieus und der geistvollen Atmosphäre, ob der Sicherheit im Glaubensstoff, ob der Klarheit im Denken und Wollen. — Endlich auch der *geistlichen* Geborgenheit: wegen der Liebe, die mich dort umgab. — Hier an dieser Stelle möchte ich aufrichtig *alle um Verzeihung bitten* wegen des Ärgernisses, das ich gab, wegen der Kälte im Liebesverschenken, wegen meiner Verslossenheit, Empfindlichkeit. Denn jetzt erst in der Gefangenschaft spüre ich, was für eine Wärme mich in der Hausgemeinschaft umgab. Aber es mußte ja so kommen, daß ich gerade darin noch geformt, ja *umgeformt* werden sollte. — Geistliche Geborgenheit ferner wegen der *übernatürlichen* Luft der ganzen Familie: Priester, Schwestern, Familienglieder; endlich wegen des Kapellchens und seines Geheimnisses. — Hier darf ich wohl mit frohester Dankbarkeit die Gnade erwähnen, daß ich keinen Augenblick am Sch(önstatt)geheimnis gezweifelt, sondern im Gegenteil durch die Schwierigkeiten nur um so fester darin verwurzelt wurde. Und das gibt mir gerade in dieser letzten Phase meines Lebens die größte innere Ruhe, Freiheit, Zuversicht und Festigkeit. Es ist dieser Weg, den ich jetzt gehe, der Wille Gottes, der MTA, d. h. Heimstätte wegen der Geborgenheit in der Ungeborgenheit. Ich habe zur Orientierung meines jetzigen Weges fast niemand auf der Welt, der mir zur Seite stand. Es war ein reines Abtasten der jeweiligen Fingerzeige der MTA. Anfangs sehr spärlich; aber auf Grund der *bestandenen* Glaubensprobe in letzter Zeit reichlich, fast überreichlich.

„Nie kann ich, Mutter, danken Dir genug . . .“

„Magnificat anima mea Dominum . . .“

Wenn jemand diese Zeilen liest, möge er hier ein „Te Deum“ singen wegen der Erbarmungen Gottes an meiner armen Priesterseele.

2) *Heiligungsstätte!*

a) Während meines Aufenthaltes am Gnadenorte *lernte* ich zunächst *kennen* die Gnadenquellen, Gnadenströme, vor allem wie sie in der Sch(önstatt)-Familie aufbrachen und (sie) durchflossen. Ich stand gleichsam als Wanderer am Rande und Strande des Gnadenmeeres, das hier hin- und herwogte. Wohl machte ich einige Schwimmversuche, auch einige Dampferfahrten, d. h. ich versuchte das

P. E., (die) GTO, RB täglich zu üben. Es ging sogar einige Zeit lang gut. Dann wieder blieb ich nur Kenner, aber nicht Übender und Lebender dieser Gnadenmittel. Und doch flossen in meine Seele reichlich Bekehrungs-, *Bewahrungs-* und Heiligungsgnaden. Ich erinnere mich mit großer Dankbarkeit und Liebe an die vielen Vorträge, Exerzitien, Tagungen, Feierstunden, ganz besonders (an) die *Tischgespräche* und Unterhaltungsstunden. Wie jubelte oft meine Seele ob der neuen Erkenntnisse, ob der neuen Antriebe und Anspornungen, wie reuevoll aber auch, innerlich zerknirscht stand ich oft auf und konnte, ja wollte es niemanden merken lassen. Diese Witterungen meiner Seele waren ständige Gnadeneinflüsse. „Nie kann ich, Mutter, danken Dir genug . . .“

b) Während meiner Gefängniszeit jedoch erlebte ich nun diese weise Führung und Fügung der MTA. Hätte ich den Gnadenort nicht gehabt, wäre ich diesen Weg entweder nie gegangen, oder ich wäre sicher abgebogen oder verzweifelt. Eine ganz gewaltige und harte Schule, Leidenschule ist es, in die mich die MTA nun geführt. Aber auch nur eine solche Schule konnte noch auf meinen Charakter Einfluß gewinnen. So will ich nun von Herzen danken dafür. Ich versetzte mich fast dauernd ins Kapellchen: feierte *geistigerweise* das hl. Opfer, verrichtete dort meine Gebete: Betrachtung, geistl(iche) Lesung, Tischgebete, Besuchung, Rosenkranz. Ja ich wurde jetzt erst recht Pallottiner!!! Ich lernte schätzen, was die Gesellschaft unseres ehrw(ürdigen) Stifters V(inzenz) P(allotti) für mich bedeutet. Der Glaube an seine Verheißung „Haec Societas . . .“⁹ verließ mich nie. Nun erkannte ich, wie viel ich meiner Provinz durch mein Leben geschadet. Mögen nur heiligmäßige und geistig hochstehende Priester in der PSM¹⁰ heranreifen. Nicht Quantität, sondern Qualität ist entscheidend. Denn die Caritas Christi urgens bedeutet *ständige hochgelagerte* wissenschaftliche wie asketische *Geistpflege*. Wie freue ich mich, daß ich seit einiger Zeit auch *schriftlich* die Selbstkontrolle übe aus *reiner Opferliebe* im Geiste der Inscriptio. So führt mich die MTA jetzt auf die Höhen eines Sch(önstatt)-Priesters, wie er in *der PSM* sein soll.

3) Werkstätte.

Mit dem dauernden Bewußtsein: alle irdischen Brücken sind abgebrochen, es bleibt nur mehr der Tod, dazu die Beraubung der äußeren Freiheit und der *Ehre*, die entsprechende Behandlung usw., alles hatte nur einen Sinn: die Liebe zu Gott zu suchen, zu finden und zu üben, zu leben. Denn Gott und Göttliches, Christus, MTA, Heilige, Armen Seelen wurden die Hoffnungsanker. Allmählich wurde das Wort *lebendig*: „*Alles aus Liebe*, nichts aus Zwang!“

⁹ Der hl. Vinzenz Pallotti sprach auf seinem Sterbelager zu dem um den Bestand seiner Gründung bangenden Francesco Vaccari die Worte: „Erit Societas haec a Deo benedicta, et hoc dico non tantum cum fiducia, sed cum certitudine“ = „Diese Gesellschaft wird von Gott gesegnet sein, und das sage ich nicht bloß mit Vertrauen, sondern mit Sicherheit.“

¹⁰ „PSM“ war bis 1947 die Abkürzung des offiziellen Namens der Pallottiner = „Pia Societas Missionum“.

Diese Grundlage ward nun Ausgangspunkt, meinen einmal eingeschlagenen Weg erst richtig zu *verstehen*. Es war noch ein weites Stück Weges zurückzulegen, bis ich sah, wohin der Weg letztlich führt. „Nie kann ich, Mutter, danken Dir genug.“ Endziel ist die *lebensmäßige*, nicht bloß erkenntnismäßige Einsatzwilligkeit: eine *Blütezeit* der *Kirche Gottes* zuerst *bei mir* und dann in meiner nächsten Umgebung bis zu den beiden mir gestellten Aufgabenbereichen: Männerwelt und Weltmission¹¹ herbeizuführen. So reift nun lebens- und gnadenmäßig alles aus zum gewaltigen Apostolat. Caritas Christi urget me ad *infinitam Dei gloriam*, A. D. P., A. S. A. *facere omnia*¹²!

Diese Werkstätte, wo die Werkzeuge zum marianischen Christkönigreich geschmiedet werden, diese ist das Kapellchen, wie es in der *Gefängniszelle* aufleuchtete.

„Gar tiefempfundene Heimatstunden
erlebte ich in meiner kleinen Zelle:
hier heilten meine großen Seelenwunden,
wohl fern, und doch ganz *nah* der *Gnadenquelle!*“

Das Apostolat der *Sehnsucht*
Das Apostolat der *Liebe*
Das Apostolat des *Leidens*

macht die Worte so wertgesättigt: *Omnia opera mea Christo Regi crucifixo et glorioso, et Matri dolorosae et Reginae gloriosae*¹³! Diese vollständige Losgeschältheit vom eigenen Ich, das (sic!) unter großen Schmerzen errungen werden mußte, machte mich nun reif, *ohne Furcht* ernst zu machen mit der *Inscriptio*. Vollkommene Liebe verdrängt die Furcht! Denn Gott ist die Liebe und läßt sich an Großmut nicht übertreffen. Er schickt nur so viel Leid, als man fähig ist, im Augenblick zu meistern! Dadurch wächst der Glaube, die Geduld und der Mut, noch größere Aufgaben anzunehmen und zu erfüllen. Wenn nur Gottes und der MTA Wille in Erfüllung gehe!, d. h. Herbeiführung der *Blütezeit* der *Kirche!*

II. Was habe ich nun dem Gnadenort zu geben?
den *neuen* Menschen im Geiste der *Inscriptio*

- 1) in *seinem* Sein (P I)¹⁴ und 2) in seinem *Wirken*.
- 1) Der neue Mensch in seinem Sein!

Als ich am 15. April den Fuß durch das Tor in den Kasernhof setzte, glaubte ich, daß – in 14 Tagen wenigstens – die ganze Lebensprüfung bestanden und über-

¹¹ „Männerwelt und Weltmission“ waren die beiden Aufgabenbereiche innerhalb des Schönstattwerkes, in denen Pater Reinisch als Mitarbeiter Pater Kentenichs tätig gewesen war.

¹² „Die Liebe Christi drängt mich, alles zu tun zur unendlichen Ehre Gottes, zu Vernichtung der Sünde, zur Rettung der Seelen.“ Vgl. Anm. 6.

¹³ „Alle meine Werke für Christus, den gekreuzigten und verherrlichten König, und für die schmerzreiche Mutter und verherrlichte Königin!“

¹⁴ = Persönliches Ideal.

standen sei. Doch darin habe ich mich gründlich getäuscht. Das Ungewisse, das lange Warten, ein Tag nach dem anderen geht vorbei – nagte stark am Lebensmark, so daß zwei *große* Versuchungen zu überwinden waren: Ungeduld und Kleinmut. Jeder Tag wurde zu einem Neuentscheid für meinen einmal festgefaßten Entschluß. Jetzt, nach fast zwölf Wochen, weiß ich, wie doch die gute MTA hier ihre Hand im Spiele hat und mir Zeit gibt zu einer vollkommenen *Neugeburt* des *inneren* Menschen. Bei allen diesen Zeilen ist eines festzuhalten: daß meine ganze schwere Lebenslage von einem einzigen Wörtlein ständig abhängt: „Ja“ zu sagen zum Fahneid, und sofort wäre alles anders. Und doch halte ich *unbeugsam* daran fest, daß es der Wunsch und der Wille Gottes und der MTA ist, *von meiner Person* zu verlangen, daß ich *freiwillig* den Tod auf mich nehme als Gabe und Aufgabe zugleich.

1. Gabe:

- a) Das ständige, Wochen und Monate lange Hinschauen auf die Gewißheit: der Tod ist von mir *frei* gewählt und *frei* gewollt, ist ein außergewöhnliches Gnadengeschenk. *Natürlich* gesehen hätte ich es nie ausgehalten.
- b) das Ziel und der Zweck, weswegen ich dieses Lebensopfer bringen will, ist mir *ganz klar*. Und diese Klarheit und Festigkeit ist wiederum ein reines Gnadengeschenk der MTA.
- c) Mein Lebensopfer soll ein hohes Lied werden auf
 - (1) die *Würde* des Menschen: *innere* Freiheit! ausreifend bis zur Freiheit der Kinder Gottes!
 - (2) *Wert* des Menschen: *Gotteskind*, nicht bloß Kind des Blutes.
 - (3) Unsterblichkeit der Seele
 - (4) das Wirken nach dem Tod = der Glaube an die große Segensfrucht des Lebensopfers
 - (5) die Gnadenwelt, die mich trägt und stärkt.
Also Glaube an eine *übernatürliche* Hilfe: MTA!
 - (6) Glaube an den Sinn und den Wert des Leidens und des Lebensopfers als Ergänzung zum Kreuzesopfer Jesu Christi.
 - (7) Priestertum der *kath*(olischen) Kirche: das geweiht und gesandt ist für die Rettung und Heiligung der Welt.
 - (8) die Kraft des Zölibates! dieses Unbeschwertsein und Geborgensein in Christus.
 - (9) *sieghafte* Entscheidung für Christus und *sieghafte* Heimkehr zum Vater und *sieghaftes* Verlorensein im Hl. Geiste.
 - (10) Glaube an die baldige Blütezeit der Kirche, die vom *Kapellchen* aus aufbrechen muß.

2. Aufgabe:

Was bisher als Gnade und Gabe geschaut ward, ist zugleich *Aufgabe* geworden. Darum die ständige Bitte: „Liebe MTA, laß mich vor den Menschen ein Held,

vor Gott ein Kind sein!“ Jedesmal, wenn ein inneres Bangen und Zagen mich überfiel, dann las ich im Geiste: Maria *stand* unter dem Kreuze kraftvoll vor aller Welt! – Der göttl(iche) Heiland weinte wie ein Kind im Ölberggarten zum Vater. Vor den Verräter und vor die Welt jedoch trat er hin gefaßt, mutig und entschlossen, stark. Darum: „*Stehe* im göttl(ichen) Lichte, *stehe* in göttl(icher) Zuversicht, *stehe* in göttl(icher) Kraft“¹⁵, wenn es gilt, vor der Welt ein Bekenntnis abzulegen.

Jeden Tag flehte ich: MTA, Heiland, schenkt mir den Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit! (2. Tim 1,7) und so reifte die Liebe immer mehr zur Kraft aus. Und die Kraft förderte aus Dankbarkeit und Anhänglichkeit die Liebe. Beide zusammen ließen die Feinhörigkeit auf die Einsprechungen des *Hl. Geistes* wachsen und damit hing das Gnadengeschenk der Besonnenheit zusammen. – Der *neue* Mensch im Lichte der vergangenen Prüfungszeit ist zum Lobpreis Gottes und der MTA der Mensch, der *total vor Gott kapitulierte*. Wenn die Triebwelt und die Ichwelt in mir aufschrie, dann hörte ich immer: „Es steht ja bei mir, es anders zu haben.“ (Versuchung) Sofort aber flehte ich zur MTA: „Nur das nicht. Das würde für mich seelischen Zusammenbruch, Charakterlosigkeit bedeuten.“ (Ruhe als Geschenk, Opferkraft!)

Denn seit dem 20. IV. hatte ich Gewißheit, daß es so Gottes Wille ist. – Das reiche Gebetsleben, vor allem aber die Betrachtung des Kreuzweges ließ mich erleben das Wort: „*Omnia haec propter me! Dilexit me! Quantum magis!*“¹⁶ Dann begann ich allmählich, Verstand und Herz der „*Inscriptio*“¹⁷ zu nähern und zu tätigen. Ja jetzt flehe ich mit heißer Sehnsucht: „Laß mich aufgelöst werden, o Heiland, um bei Dir zu sein! Liebe MTA, nimm mich als Schlachtopfer der Liebe an! Doch nicht mein Wille geschehe, sondern der *Deine!*“

III.

- 2) Was mich bisher so unbeirrt den einmal eingeschlagenen Weg weiterwandern läßt, sind:
 - a) die verstandesmäßige und gemütsmäßige Ablehnung der gegenwärtigen antichristlichen Strömungen. Eine Überfülle von Einwänden jeglicher Art und von jeglicher Seite sind bislang zu überwinden gewesen. Die Schwierigkeiten von Seiten der staatlichen Behörden waren relativ leichter als die von Seiten meiner eigenen Mitbrüder. Doch *Gott sei Dank*, es sollte und mußte so kommen. Die MTA hat überall schützend ihre Hand im Spiel.

¹⁵ „Stehe im göttlichen Lichte . . .“: eine oft von Pater Kantenich gebrauchte Formulierung.

¹⁶ Wörtliche Übersetzung: „Alles dies meinetwegen! Er hat mich geliebt! Um wieviel mehr!“ (Richtiger: *Quanto magis*.) Diese Wendungen, die teils biblisch-paulinischen (Gal. 2,20), teils ignatianischen Ursprungs sind, übernahm Pater Reinisch aus den Exerzitien Pater Kantenichs über den „heroischen Menschen“.

¹⁷ „*Inscriptio*“: Nach einer dem hl. Augustinus zugeschriebenen Wendung ist Liebe „*inscriptio cordis in cor*“ = gegenseitige Herzenseinschreibung. In Schönstatt wurde I. als Leidensbitte verstanden.

- b) Die Überzeugung, daß in schweren Zeiten Christus und die Kirche auch schwere Opfer fordern werden. Darum die ständige Orientierung hin auf das Kreuz und auf das große Zeichen Mariens. Das gilt ganz allgemein. Besonders klar wurde mir dieser Gedanke, wenn ich die vielen Soldaten betrachtete, die mir Einwände machten ob der Unvernünftigkeit meines Weges: Gottgläubige, Weltselige, Unsittliche und Verkommene, Abgefallene, edle Irrende wie gehäßige Massenmenschen. — Und doch alle haben eine *unsterbliche* Seele. Furchtbar, wenn fast alle sagten: Nach dem Tode ist es aus. Ich sei unvernünftig, mein Leben so leicht *auslöschen* zu lassen usw.
- c) Der Glaube an die Sch(önstatt)-Sendung und -Verheißung: Im Schatten des Heiligtums (1929), und für die nächste Zeit: Überwindung der modernen Häresien und Heraufführung einer Blütezeit der Kirche!

IV.

III. Das Ziel meines Ringens

3. Ein lebendiges Bekenntnis für Christus!

Man sagt den Soldaten: das Höchste, was sie dem Vaterland schenken können, ist ihr Lebensopfer. Nun aber ist dies ohne Einsatz für Christus wertlos. Denn was nützt es, wenn der Mensch die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet. Ohne Einstellung auf Christus ist also das Lebensopfer sinnlos. Ich glaube daher, daß mein Lebensangebot für Christus und die *Heimat* seine Sinnerfüllung findet, und zwar mehr, als wenn ich meiner österreichisch-schönstättischen Aufgabe untreu würde und den Treueid leisten würde. Wenn behauptet wird, es sei sinnlos, so leichtfertig sein Leben hinzuopfern, da ich doch viel als Sanitäter für die Kameraden tun könnte, so gebe ich die Antwort: Gott verlangt (nun) einmal von mir, diesen Weg zu gehen.

Einwand: Einzelunternehmungen haben doch keinen Zweck!

Antwort: Einzelunternehmungen dürfen in Zukunft nicht mehr mit rein *natürlichen* Augen gesehen werden, sondern *im Lidite des Glaubens!* Wenn *klar erkennter Gotteswille* vorhanden, dann Ehrfurcht vor der Einzeltat, vor dem Einzelopfer! Überdies ist man im Zustand der Gnade: Christusträger, Träger des dreifaltigen Gottes! Bundeslade mit der Gnadenwolke! Man darf sich in gläubiger Schau betrachten als ein *geordnetes Schlachttheer* im kleinen, was Maria im großen ist, ein *starker Turm*, ein Kampfes-Zeichen, Licht- und Siegeszeichen im kleinen.

Wichtig ist, das man *nicht* alles bemißt nach dem äußeren Erfolg! (Liberalistische und moderne Anschauung) Kl(eine) hl. Theresia zum Beispiel lebte im Verborgenen und wird nach ihrem Tode die große Missionarin! Es muß uns gelingen, *antizipierende Lösungen* zu schaffen, d. h. Samenkorn zu sein, aus dem später der Baum mit seinen Früchten hervorwächst.

In allem vorausgesetzt: Gottes Wille!

Es wird in der Zukunft beim modernen Massenmenschtum die Kirche Gottes noch viel mehr als bisher auf kraftvolle *Persönlichkeiten* sich stützen. Im übrigen ist es schon viel wert, wenn beim Lebensopfer der Symbolwert und die Werbekraft gesehen wird!!! Im übrigen kommen die Erneuerungsbewegungen meistens *von unten her*. Und dann muß der Glaube an den *Segen Gottes* alles beherrschen. Es ist klar, daß viele Gefahren eine solche Einstellung zu überwinden hat. Was früher im katholischen Leben durch zu große Vermassung bei Ausschaltung der Einzelinitiative gefehlt wurde, das kann in Zukunft durch allzu starke Betonung der Einzelinitiative bei Ausschaltung der Gemeinschaft gefährdet werden. Trotz alledem gilt für die Zukunft: Freiheit soweit als möglich, Bindung soweit als nötig, darüber hinaus betonte hochgradige *Geistpflege*.

Freiwillige Disziplin in der Gemeinschaft gibt Geschlossenheit und Stoßkraft. Somit eine vollkommene Gemeinschaft auf Grund vollkommener *Persönlichkeiten*. Es muß der Akzent sich verlagern auf Ehrfurcht vor der Persönlichkeit. Es wird in Zukunft bei der Unmöglichmachung religiöser Gemeinschaften von öffentlicher Seite her um so mehr Gott, die liebe Gottesmutter die Führung und Formung der Seelen übernehmen.

Endlich ist, gläubig gesehen, ein Einzelunternehmen, Einzelopfer immer eingebettet in die Gemeinschaft: *Corpus Christi mysticum* und Sch(önstatt)-Familie. Man steht nicht allein! Es wird mehr als früher oft zum größten Kreuz der Vorgesetzten das Geheimnis vom zwölfjährigen Knaben im Tempel eintreten, d. h., daß Gott einzelne ruft, ihnen eine persönliche Sendung anvertraut, die verbunden ist mit einem heroischen Entscheid für Christus!

In allem: M. h. c. MTA, „Du wirst über Zeiten siegen, wir werden nicht untergehen!!!“

Der Bauer von der Garonne

Der französische Philosoph Jacques Maritain, einer der führenden Erneuerer des Thomismus, heute schon über achtzig Jahre alt, der bei den kleinen Brüdern Jesu in Toulouse lebt, hat nochmals zur Feder gegriffen — das letzte Mal, wie er bemerkt — und ein Buch zum II. Vatikanischen Konzil geschrieben mit dem Titel: *Le Paysan de la Garonne. Un vieux laïc s'interroge à propos du temps présent*. Zu deutsch: *Der Bauer von der Garonne*. Ein alter Laie macht sich Gedanken über die gegenwärtige Zeit (Verlag Desclée de Brouwer, Paris Dezember 1966, 406 S.). Nach seinen eigenen Worten fühlte Maritain sich angesichts der innerkirchlichen Vorgänge in der nachkonziliaren Zeit verpflichtet, noch einmal seine Stimme zu erheben, um wie ein Bauer von der Garonne, die für ihren nüchternen, realistischen Sinn bekannt sind, ungeschminkt und offen seine Ansichten zur gegenwärtigen Lage und zu gewissen Strömungen in der Kirche zu sagen. Auch wenn man manche Ereignisse und Dinge anders sieht und beurteilt als Maritain, sollte man sein Buch mit großer Aufmerksamkeit beachten. Maritain entwickelt seine Gedanken zu drei Themen:

I. Die Bewertung des Konzils

Seine Ansichten darüber lassen sich in folgende Thesen zusammenfassen:

1. Das Konzil stellt einen *Wendepunkt* in der Geschichte der Kirche dar. „Das II. Vatikan. Konzil stellt die Ankündigung eines neuen Zeitalters dar.“ (S. 99).
2. Die große *Bedeutung* des Konzils liegt vor allem darin, daß es die Würde der menschlichen Person, ihre Freiheit und ihre Rechte klar herausgestellt und als Leitidee für den Aufbau der künftigen Welt verkündet hat; daß es den Geist der Brüderlichkeit sowohl unter den Katholiken wie den Andersgläubigen gegenüber als Grundhaltung herausgestellt hat; daß es eine neue, positive Grundeinstellung der Kirche zur Welt gebracht hat; daß es schließlich den Laien im innern und äußeren Leben der Kirche den ihnen zukommenden Platz und Einfluß zugesichert hat. (S. 10–14).
3. Die *Auswirkung* des Konzils betrachtet er als *ambivalent*, d. h. durch das Konzil sind sowohl neue gute Kräfte in der Kirche entbunden worden, aber auch schlechte und verderbliche Strömungen haben freie Bahn bekommen und stellen eine große Gefahr für die Kirche dar. (S. 14–23) „Die Entwicklung der Welt schreitet zur gleichen Zeit auf der Linie des Bösen wie des Guten vorwärts. In gewissen Zeitepochen — in der unseren zum Beispiel — sieht man die Auswirkungen dieses doppelten Fortschrittes explosionsartig hervorbrechen. Das macht jeden Versuch der Beschreibung eines solchen historischen Augenblicks schwierig. Man muß immer gegensätzliche Erscheinungen beschreiben, und doch sind beide richtig.“
4. Die *negativen* Auswirkungen des Konzils haben vorläufig *das Übergewicht*. Diese Entwicklung läßt sich daraus erklären, daß in vergangenen Jahrzehnten und Jahrhunderten

ten zu stark an gewissen überholten Lebensformen festgehalten wurde. Nun schlägt das Pendel zunächst ins andere Extrem über: Der sture Traditionalismus der Konservativen rief die überbordende Neuerungssucht mancher „Progressisten“ hervor.

„Es ist eine Tatsache, daß im vergangenen Jahrhundert und vor allem in den letzten Jahrzehnten in den verschiedensten Graden und in mehr oder weniger verhüllter Form der Integralismus (in der Kirche) gewütet hat. Und nun haben wir die Bescherung: das Pendel schlägt jetzt ins extreme Gegenteil um.“ (S. 237)

In diesen ungunstigen Auswirkungen des Konzils sieht Maritain übrigens ein Phänomen, das sich auch sonst beim Aufbruch neuer Lebensformen beobachten läßt: „Man kann in der menschlichen Geschichte ein eigentümliches Paradox beobachten: daß nämlich, was eine Mißbildung und Fehlentwicklung darstellt, zuerst erscheint, vor dem gerade und gesund Gewachsenen.“ (S. 100)

5. Auf die Dauer werden die wahren Erneuerungskräfte sich durchsetzen. Nach einer Zeit der Verwirrung wird man zu einer neuen umfassenden Synthese gelangen. „Das eine ist sicher: Die Kirche wird geläutert aus dieser Krise hervorgehen, der Irrtum wird sich nicht durchsetzen.“ (S. 99) „Die Krise, in der sich die Theologie heute befindet, ist offensichtlich ein vorübergehendes Ereignis. Im Dasein der Kirche gibt es ohne Zweifel das Versagen der Menschen, aber es gibt auch das Wirken des Hl. Geistes.“ (S. 238)

II. Die negativen Auswirkungen des Konzils

Maritain setzt sich sehr eingehend mit zwei gefährlichen oder verderblichen geistigen Strömungen auseinander, die sich nach dem Konzil innerhalb der Kirche zeigen:

1. Ein *Neo-Modernismus*, der noch schlimmer ist als sein Vorgänger. „Obwohl es mir in keiner Weise Vergnügen bereitet, erachte ich es als notwendig, einige Worte zu sagen zum Neo-Modernismus, der heute in Blüte steht.“ (S. 10) „Das neue Modernisten-Fieber ist sehr ansteckend, wenigstens in den Kreisen der sogenannten Intellektuellen. Im Vergleich zu ihm war der Modernismus zur Zeit Pius X. nur ein bescheidener Katharr. Dieses Fieber zeigt sich besonders bei den fortschrittlichsten Denkern unter unseren protestantischen Mitbrüdern, aber es zeigt sich auch sehr aktiv bei den ebenso fortschrittlich eingestellten katholischen Denkern. Dieses Fieber stellt eine Art ‚immanenter‘ Apostasie dar (sie will auf jeden Fall christlich bleiben). Vorbereitet wurde sie seit Jahren, und nachdem während des Konzils da und dort dunkle Hoffnungen aus den Tiefen der Seele geweckt wurden, haben sie nun ihr offenes Zutagetreten beschleunigt, indem sie sich lügnerisch als ‚im Geiste des Konzils‘ oder ‚im Geiste Johannes XXIII.‘ ausgeben. Wir wissen gut, wem letzten Endes die Vaterschaft für diese Lügen zuzuweisen ist. Aber eben, man glaubt nicht mehr an den Teufel und an die bösen Geister, und selbstverständlich auch nicht an die Engel. Diese werden nur noch als ätherische Überlebende einer babylonischen Einbildungskraft betrachtet.“ (S. 16) „Dieser Neo-Modernismus ist einer der aktivsten Strömungen unserer Tage.“ (S. 38) „Die verschiedenen Formen des Neo-Modernismus sind schon veraltet im Augenblick, da sie ans Tageslicht kommen . . . es sind Produkte einer vorweggenommenen Fehlentwicklung, die den Geist auf eine falsche Fährte bringen.“ (S. 100)

2. *Eine bedenkliche Weltvergötzung und Weltseligkeit.* „Eine der merkwürdigsten Erscheinungen, die sich unseren Augen bieten, ist eine Art Niederknien vor der Welt, das sich auf tausend Arten äußert.“

„Daß heute viele Christen vor der Welt auf den Knien liegen, ist ein sehr klarer Tatbestand.“ (S. 85) „Die große Aufgabe, die einzige Sache von Bedeutung, ist die irdische Berufung des Menschengeschlechtes, sein mühsamer aber sieghafter Aufstieg zu Gerechtigkeit, Frieden und Glück . . . Mit andern Worten: es existiert nur noch die Erde. Völlige Verweltlichung des Christentums!“ (S. 88)

Eine der Formen dieser Vergötzung der Erde, der Welt, ist die Überschau vor Opfer, vor Abtötung, vor dem Kreuz. Maritain erzählt als Illustration, daß ein französischer Priester bei der Namen-Jesu-Litanei in der Pfarrkirche nicht mehr betete: „Durch deine Taufe und dein heiliges Fasten“, sondern nur noch: „durch deine Taufe . . . erlöse uns o Herr.“

„Man begreift deshalb, warum ein intelligenter Prediger über drei Dinge niemals sprechen darf, und er sollte auch so wenig wie möglich darüber nachdenken: erstens über die jenseitige Welt, zweitens über das Kreuz, drittens über die Heiligkeit.“ (S. 90)

III. *Die positiven Aufgaben zur Verwirklichung des Konzils*

Maritain weist auf zwei Grundforderungen hin, die sich für die wahre Erneuerung der Kirche ergeben:

1. *Die Pflege des innerlichen Lebens*, und zwar in einer Hochform, unter Priestern wie unter Laien. „Die wesentliche Erneuerung wird in einer inneren Erneuerung bestehen. Man braucht nicht Prophet zu sein, um das zu sehen. Es genügt, die Augen zu öffnen.“ (S. 101) „Auf was es in unserem Zeitalter ganz besonders ankommt, vielleicht sogar an erster Stelle, das ist ein Leben des Gebetes und des Einsseins mit Gott mitten in der Welt . . .“ (S. 286) „Die Aufgabe, welche das neu herausziehende Zeitalter uns Christen stellt, ist so schwierig, daß es undenkbar ist, sie lösen zu können, ohne daß es mitten in der Welt und über die ganze Welt hin geistige Ausstrahlungszentren gibt, unsichtbare demütige Sterne, die strahlen: ein jeder dieser Sterne eine Seele, die der Beschauung und einem Leben des Gebetes hingegeben ist.“ (S. 126)

2. *Die Bildung kleiner, religiös hochstehender Gemeinschaften.* „Es waren immer die kleinen Gruppen und die kleinen Herden, welche die große (Erneuerungs-)Arbeit geleistet haben.“ (S. 249) Maritain vergleicht diese kleinen Gemeinschaften inmitten der Welt mit „Kolonnen des Himmels“, die im Verborgenen am Arbeiten sind, um die Erde wieder unter die Herrschaft Gottes zu bringen.

Als weitere Forderungen und Voraussetzungen zur Erneuerung der Kirche stellt Maritain heraus: Ein ernstes Streben nach tiefer Erkenntnis der Wahrheit, eine übernatürliche Schau der Kirche, die rechte Auffassung von der Stellung und vom Beitrag der Laien, die rechte Verbindung von beschaulichem und aktivem Leben, von Liturgie und Privatfrömmigkeit. Zu all diesen Themen macht er längere Ausführungen mit sehr guten Einsichten und Anregungen. Es würde zu weit führen, hier näher auf sie einzugehen. Das ganze Buch ist eines gründlichen Studiums wert.

A. Ziegler

Berichte

DAS HAUPTANLIEGEN EINER VIERMONATIGEN Reise, die den Generalobern der Schönstätter Marienbrüder, Bruno M. Herberger, kürzlich durch Süd- und Nordamerika führte, galt dem Andenken des 1964 verstorbenen chilenischen Marienbruders Mario Hiriart. Sein schriftlicher Nachlaß sollte gesammelt und gesichert, die Zeugen und Zeugnisse seines Lebens und Wirkens, vor allem auf seiner letzten großen Fahrt durch den amerikanischen Kontinent, sollten vernommen werden.

Mario Hiriart war Diplomingenieur. Als Student hatte er die Schönstattbewegung kennengelernt und sich der Gemeinschaft der Marienbrüder angeschlossen. Nach einer internen Ausbildung in Santa Maria (Brasilien) begab er sich 1960 wieder in seine chilenische Heimat zurück und übernahm an der Fakultät für Ingenieurwissenschaften der Katholischen Universität in Santiago einen Lehrauftrag. Zugleich wurde er Assessor der männlichen Gliederungen der chilenischen Schönstattfamilie. 1964 verließ er sein Land, um über Argentinien, Brasilien und die Vereinigten Staaten nach Deutschland zu reisen, wo er in Schönstatt den Ursprungsort der Schönstattbewegung kennenlernen wollte. Unterwegs in Brasilien war er gezwungen, sich einer ärztlichen Untersuchung zu unterziehen. Es wurde eine bereits weit fortgeschrittene schwere Erkrankung festgestellt, die in den Vereinigten Staaten völlig zum Durchbruch kam und nach wenigen Wochen in Milwaukee zu seinem Tod führte. Im Oktober 1965 wurden die Gebeine Mario Hiriarts auf Wunsch der chilenischen Schönstattfamilie aus den Vereinigten Staaten nach Hause geholt und neben dem Heiligtum der Dreimal wunderbaren Mutter in Bellavista beigesetzt. Mario Hiriart hat aus der Wirklichkeit und Kraft des Liebesbündnisses mit der Mutter und Königin von Schönstatt ein ebenso tief religiöses wie heldenhaftes Leben geführt, das sich in seinem frühen Tod — er wurde nur 33 Jahre alt — vollendete.

Herr Herberger besuchte auf seiner Fahrt die Orte, an denen Mario geweilt und gearbeitet hatte. So nahm er in New York und Milwaukee Kontakte mit den dortigen Schönstattfamilien auf. In Argentinien machte er in Buenos Aires und La Plata halt, und in Bra-

silien besuchte er Sao Paulo, Santa Maria und Londrina. In den letztgenannten Städten hatte Mario Hiriart sich besonders in der Arbeit unter Jungmännergruppen ausgezeichnet. Der Aufenthalt Herrn Herbergers in Chile betrug zweimal zwei Wochen, und zwar war er das erste Mal während der zweiten Hälfte des Januar dort, und dann noch einmal in der ersten Hälfte des April. Das bedeutendste Ergebnis seiner Bemühungen ist wohl in der Errichtung einer „Mario-Kommission“ zu sehen. Nach Besprechungen mit den maßgeblichen Stellen der Schönstatt-Verbände konstituierte sich diese Kommission am 11. April in Bellavista. Sie steht in Chile unter der Leitung ihres stellvertretenden Vorsitzenden, Pater Patricio Gonzalez, von der Gemeinschaft der Schönstatt-Patres. Die Vertretung der Studentengruppe „Caballeros del Santo Gral“, der Mario Hiriart jahrelang bis zu seinem Eintritt in das Institut der Marienbrüder angehört hatte, nimmt Herr Christian Hansen, Rechtsanwalt am staatlichen Rechnungshof in Santiago, wahr. Die Marienschwestern, die ebenfalls in der Kommission vertreten sind, haben außerdem in dankenswerter Weise ein Mitglied ihrer Gemeinschaft für den Posten einer Sekretärin des „Mario-Archivs“ freigestellt. Die Konstituierung der Kommission wurde gekrönt durch einen Weiheakt im Heiligtum von Bellavista, an dem auch Pater Regional Errazuriz, Schwester Provinzialoberin M. Luitgard und der Leiter der Schönstattbewegung in Chile, Pater Cox, teilnahmen. In einem Weihegebet gaben die Mitglieder der Kommission ihren Willen kund, in der Verbreitung der Kenntnis Mario Hiriarts innerhalb der Schönstattfamilie und darüber hinaus eine persönliche Sendung zu sehen.

In einer Audienz bei S. Eminenz Raul Kardinal Silva Henriquez von Santiago konnte Herr Herberger über die Zielsetzung seiner Reise, über die erfolgte Bildung der Mario-Kommission und über die schon erzielten Ergebnisse berichten. In einer aufgeschlossenen Entgegnung gab der Kardinal seiner Auffassung Ausdruck, das Leben Mario Hiriarts in seinem beispielhaften Charakter darzustellen, damit er vielen modernen Menschen in unserer technischen Welt zur Orientierung dienen könne. Diese Aufgabe der Abfassung

einer Mario-Hiriart-Biographie hat inzwischen Pater Humberto Anwandter, ein ehemaliger Studiengenosse Marios, übernommen. Der Kardinal machte ferner den Vorschlag, ein Gebet zu formulieren, damit auf die Fürbitte Mario Hiriarts Gebetsanhörungen geschehen und es sich so als sicher erweise, daß er in der Glorie Gottes sei, denn — so bemerkte er — Gott sei es, der die Heiligen mache und nicht der Mensch.

Bis zum 12. April konnte bereits eine Fülle von Dokumenten über Mario zusammengetragen werden. Zu den Briefen und Niederschriften von seiner Hand kamen etwa sechzig Interviews, die hauptsächlich in Chile und in den Vereinigten Staaten, aber auch in Brasilien und Argentinien in den Kreisen der Schönstattfamilie, bei seinen Mitarbeitern, Schülern und Bekannten aufgenommen wurden. Die Nachforschungen ergaben ferner,

daß Mario Hiriart immer mehr Aufmerksamkeit auf sich zieht und durch das Beispiel seines Lebens neues Leben anregt. Viele Familien des Schönstätter Familienwerks in Süd- und Nordamerika bringen in ihren Hausheiligtümern auch ein Bild von ihm an. In Milwaukee wurde ein Studentenheim nach ihm benannt. In Texas und in Chile haben Kurse der Schwesternfamilie ihn sich zum Patron gewählt. Die Schönstatt-Mädchenjugend in Chile hat den Beschluß gefaßt, daß sie keinen Besuch beim Heiligtum in Bellavista machen wollen, ohne am Grabe Marios zu beten. Sein Grab ist natürlich ein besonderer Anziehungspunkt für die Studenten- und Jungmännergruppen der chilenischen Schönstattbewegung. So bleibt Mario Hiriart über seinen Tod hinaus, was er gemäß seinem persönlichen Ideal werden wollte: „Lebendiger Kelch — ewiger Träger der Botschaft Christi.“

AM 9. UND 10. JUNI KAMEN IN STUTTGART gegen 80 Delegierte der im deutschen Sprachraum bestehenden Säkularinstitute (einschließlich einiger Gäste aus Belgien und den Niederlanden) zu einer Konferenz zusammen. Im Unterschied zu ähnlichen Zusammenkünften, wie sie früher — so zuletzt im Oktober 1966 in Frankfurt — stattgefunden hatten, war diesmal die Initiative nicht von privater Seite, sondern von Bischof Dr. Carl Joseph Leiprecht von Rottenburg, dem Vorsitzenden der Kommission der Deutschen Bischofskonferenz für Ordensfragen, ausgegangen, der auch die Versammlung eröffnete, bis zu ihrem Abschluß unter ihr verweilte und ihr so einen offiziellen Charakter gab. Das Hauptreferat hielt Pater Friedrich Wulf S. J., der Redakteur der Zeitschrift „Geist und Leben“, über „Wesen und Aufgabe der Säkularinstitute nach dem II. Vatikanischen Konzil“, wobei das „nach“ nicht nur zeitlich, sondern auch im Sinne von „gemäß“ verstanden werden sollte. Am ersten Tag folgten noch zwei Kurzreferate, das eine von Pater Stephan Pfürtnner O. P., Fribourg, über „Die Grundidee der Säkularinstitute und die Möglichkeiten ihrer vielfältigen Ausprägung“; das andere von einem Mitglied des Instituts „Caritas Christi“ über die „Diskretion der Säkularinstitute nach außen“. Ein weiteres Kurzreferat am zweiten Tag, gehalten von

Frau Elisabeth Rosinus, München, beschäftigte sich mit der Frage der Möglichkeit einer Arbeitsgemeinschaft der deutschen oder deutschsprachigen Säkularinstitute. Der Beschluß, eine solche Arbeitsgemeinschaft zu bilden, war dann auch eines der wichtigsten und konkretesten Ergebnisse der Konferenz. Ein anderes konkretes Ergebnis war die Billigung einer gemeinsamen Stellungnahme zu schwebenden Fragen, die über den Bischof von Rottenburg der Deutschen Bischofskonferenz zugeleitet werden soll. Des weiteren wurde für zunächst zwei Jahre ein siebenköpfiger Arbeitsausschuß (darunter ein Vertreter der Schönstätter Säkularinstitute) gewählt, dem die Aufgabe gestellt ist, die nächsten Delegiertenversammlungen der Säkularinstitute im deutschsprachigen Raum vorzubereiten. Der Ausschuß wird durch je einen Vertreter der Säkularinstitute der Schweiz und Österreichs erweitert werden, sobald diese mit den zuständigen Referenten ihrer Bischofskonferenzen Rücksprache genommen haben. Endlich beschloß man die Errichtung eines Sekretariats der Arbeitsgemeinschaft, das von Frau Herta Figelius von der Societas Christi Regis (Meitinger Christkönig-Schwestern), die sich schon bei der Vorbereitung des Stuttgarter Treffens in dieser Hinsicht sehr verdient gemacht hatte, geleitet werden wird. Daß die Konferenz zu diesen für die

künftige Zusammenarbeit bedeutsamen Resultaten kam, ist neben dem klugen Rat Bischof Leiprechts, dessen Anwesenheit die freie Aussprache nicht im mindesten behinderte, der zielstrebigsten Diskussionsleitung durch Pater Stephan Pfürtner O. P. zu verdanken.

Als Teilnehmer der Konferenz war man vor allem überrascht und beeindruckt von der Vielfalt der Säkularinstitute, die es im deutschen Sprachraum gibt. Aus der Bundesrepublik waren nicht weniger als 28 Gemeinschaften in Stuttgart vertreten, hinzu kamen acht aus der Schweiz, sechs aus Österreich und je eine aus Belgien und den Niederlanden. Neben der großen Zahl ist die Unterschiedlichkeit in der Art der Verwirklichung der Idee der Säkularinstitute bemerkenswert. Pater Pfürtner sprach in nicht unbegründeter Typisierung von einem „rechten“ und einem „linken“ Flügel: die Mitglieder der Gemeinschaften des „linken“ Flügels stehen einzeln für sich in der Welt, kennen weder ein gemeinsames Kleid noch Abzeichen, haben keine Häuser und wollen keine haben, sie übernehmen auch keine gemeinsamen Apostolatswerke. Die Gemeinschaften des „rechten“ Flügels dagegen kennen neben Mitgliedern, die einzeln in der Welt leben, auch (wenn auch nicht verpflichtend) ein gemeinsames Leben in Häusern, die der Gemeinschaft gehören, sie tragen unter Umständen gemeinsame Kleidung und übernehmen auch Apostolatswerke wie Schulen usw. Zwischen diesen beiden Flügeln haben sich Gemeinschaften angesiedelt, die sich je nachdem mehr dem Typ des „linken“ oder des „rechten“ Flügels annähern. Zu dem Bild von der Vielfalt gehört es auch, daß außer den weiblichen sieben männliche Säkularinstitute Vertreter entsandt hatten, davon drei für Laien (darunter die Schönstätter Marienbrüder) und

drei für Priester (darunter die beiden aus Schönstatt) sowie eines, das Laien und Kleriker aufnimmt.

Die Vielfalt wurde von den Delegierten nicht als ein Nachteil empfunden. Man anerkannte sie vielmehr als das Ergebnis einer lebendigen Entwicklung, die ganz den Bestrebungen des II. Vatikanischen Konzils nach Überwindung einer zu weit getriebenen Uniformierung und Zentralisierung in der Kirche entspricht und gerade wegen ihrer Mannigfaltigkeit bereits viele Kräfte angezogen und für den Dienst der Kirche in der pluralistischen Welt von heute verfügbar gemacht hat. Deshalb konnte man auf der Konferenz auch die immer wieder mit Nachdruck vertretene Meinung vernehmen, das aufgebrochene Leben in seiner Mannigfaltigkeit wachsen zu lassen und nicht etwa durch unzeitige, von einer abstrakt konzipierten Idealvorstellung her inspirierte Eingriffe zu behindern. Zutiefst war hinter dem Ruf nach freier Entwicklungsmöglichkeit die Überzeugung zu spüren, daß der Aufbruch der Säkularinstitute in der Kirche nicht menschlicher Planung und Erfindung, sondern der Initiative des die Kirche führenden lebendigen Gottes zuzuschreiben ist und daß es deswegen bei der Verwirklichung der Säkularinstitute wie auch bei aller Einflußnahme auf ihre Entwicklung und bei der Festlegung ihres Rechtes an erster Stelle darauf ankommt, die Absichten Gottes zu ertasten und zu erfüllen. Für eine solche Einstellung spricht nicht zuletzt die bisherige Erfahrung der Kirche mit den Gemeinschaften des Rätestandes, die nicht wenige Belege dafür bietet, daß zur Unzeit, wenn auch mit dem besten Willen, unternommene Eingriffe in die Entwicklung solcher Gemeinschaften, zumal in der Anfangszeit, einerlei von welcher Seite her sie erfolgten, weder den Gemeinschaften noch der Kirche gut bekommen sind.

SEIT 1955 STEHT IN QUARTEN/SCHWEIZ über dem Walensee das Heiligtum von Neu-Schönstatt. 1948 kauften die Marienschwestern hier ein Haus, das die Leitung ihrer jungen Schweizer Provinz aufnehmen sollte. Sieben Jahre später erteilte der zuständige Bischof von St. Gallen die Genehmigung zum Bau eines Schönstatt-Kapellchens. Ein Jahr darauf, 1956, konnte von den Steyler Schwestern das angrenzende Kurhaus erworben

werden. Seither ist Quarten, Neu-Schönstatt, von Jahr zu Jahr mehr bekannt geworden. Das Haus hat normalerweise Platz für 50 Personen. Wenn aber alle Möglichkeiten ausgenutzt und die Pensionsquartiere im Dorfe miteinbezogen werden, lassen sich Tagungen und Kurse mit einer Teilnehmerzahl von 100 oder auch 150 Personen gut arrangieren. Charakteristisch für Neu-Schönstatt in Quarten ist, daß es sowohl Schulungs- wie auch

Erholungsheim ist. Diese Kombination hat sich als anziehend und vorteilhaft erwiesen. Wer zur Erholung kommt, hat nicht nur Gelegenheit, seinem Körper neue Kräfte zuzuführen, sondern kann sich auch geistig-geistlich erfrischen. Nicht wenige Erholungsgäste entschließen sich immer wieder, an einem der gleichzeitig laufenden religiösen Kurse teilzunehmen.

Vor allem ist Quartan der Mittelpunkt der schweizerischen Schönstattfamilie geworden. Alle Gliederungen, die männlichen wie die weiblichen, die Krankenliga, das Familienwerk treffen sich hier zu Exerzitien, Einkehrtagen, Schulungskursen und Führerbesprechungen. Die Inanspruchnahme des Hauses hat so zugenommen, daß ein Jahr gewöhnlich zu wenig Sonntage hat, um allen Anfragen gerecht zu werden. Das regste Leben zieht jeweils mit dem Schönstätter Familienwerk ein, wenn Eltern und Kinder zu Ferienwochen oder Schultagen herbeiströmen.

Neben der Schönstattfamilie steht Neuschönstatt auch anderen kirchlichen Gruppen offen und wird, wie die Statistik zeigt, häufig in Anspruch genommen. So kommen seit Jahren schon die Weihekandidaten zweier schweizer Priesterseminare regelmäßig nach Quartan, um hier ihre Weiheexerzitien zu machen. Darüber hinaus hat das Haus seit seiner Erwerbung für die Aufgaben der Schönstattfamilie in der Schweiz Menschen aus den verschiedensten, auch sehr fernen Ländern beherbergt. 1966 zum Beispiel waren einmal vierzehn Tage hindurch gegen dreißig Vietnamesen hier — Priester, Akademiker, Ordensfrauen, Mitglieder eines Säkularinstituts —, die sich neben ihrem Arbeitsprogramm stark für Schönstatt, besonders für seine Marienverehrung und sein Erziehungssystem, interessierten. So steht das Haus im Dienste Schönstatts, auch wo es sich nicht um ausgesprochene Schönstatt-Veranstaltungen handelt. Die Statistik für das Jahr 1966 bietet folgendes Bild:

1. Schönstattbewegung

	Veranstaltungen	Teilnehmer
Familienwerk	10	Erw. 229 Kinder 164
Jungliga	8	255
Liga der Berufstätigen	4	112
Mütter	4	112
Krankenapostolat	2	55
Führer/Führerinnen	7	50
Jungmänner/Männer	2	41
Studenten	3	41
Weibl. Bund	2	30
Alle Stände	4	259
Wallfahrten	18	606
Bündnistage		534
insgesamt	64	2488

2. Allgemeine Veranstaltungen

	Veranstaltungen	Teilnehmer
Theologen	2	30
Männer	1	25
Lehrer	2	60
Gymnasiasten	2	37
Stud.-Woche Vietnam	1	28
Jungwacht	1	30
Ministranten/Singbuben	3	119
Werktätige	1	36
Brautleute	1	106
Mädchen	3	51
Frauen - Mütter - Witwen	7	172
Altentag	1	72
Schulentlass. Kurse, 3tägig:		
für Mädchen	4	202
für Buben	6	212
Pfarrei-Veranstaltungen	14	1740
Familienfeste:		
Hochzeit, Erstkommunion, Taufe etc.	39	1474
insgesamt	88	4394

Dazu kamen 1315 Gäste mit 14 277 Übernachtungen.

Buchbesprechungen

NICHT GANZ EIN JAHR NACH DEM Zeugentod Pater Franz Reinischs wurde am 9. August 1945 an der gleichen Stätte in Brandenburg-Görden ein anderer Österreicher hingerichtet, der sich aus Gewissensgründen weigerte, unter Hitlers Fahnen zu dienen. Es handelte sich allerdings nicht um einen Priester, sondern um einen einfachen Bauern aus dem Dorf St. Radegund in Oberösterreich, nicht allzu weit von Hitlers Geburtsort Braunau entfernt gelegen, namens Franz Jägerstätter. In der Schönstattfamilie ist sein Name nicht ganz unbekannt, da Dechant Kreutzberg ihm in seinem Buch über Pater Reinisch unter der Überschrift „Franz II.“ ein kurzes Kapitel gewidmet hat (S. 182—185). Aus Kreutzbergs Reinisch-Biographie erhielt der amerikanische Soziologe Gordon C. Zahn, als er sich 1956 zu Studien für sein Buch „Die deutschen Katholiken und Hitlers Kriege“ in Deutschland befand, den Anstoß, den Fall Jägerstätter näher zu untersuchen. Das Ergebnis seiner Nachforschungen, die ihn im Sommer 1961 auch nach St. Radegund und zu den Angehörigen Jägerstätters führten, liegt nunmehr in deutscher Übersetzung vor. In der Einleitung bekennt Zahn, daß die Lebensgeschichte Franz Jägerstätters ihn zunächst als die „eines Märtyrers, eines Rebellen, eines extremen Außenseiters der Gesellschaft“ interessierte und daß er in diesem Sinne seine Untersuchungen soziologisch ausgerichtet hatte. Mehr und mehr aber habe er feststellen müssen, daß er es hier mit einem „noch viel außergewöhnlicheren Fall von Außenseitertum“ zu tun bekam als erst angenommen, „nämlich mit dem Fall eines Märtyrer-Heiligen“ (S. 13). In der Tat: „der tapfere und schlichte Bauer von

St. Radegund“ (Kreutzberg) und das Geheimnis seines Handelns sind mit soziologischen Kategorien nicht zu fassen. Die Motive seiner Ablehnung des Nationalsozialismus, die er z. B. in der Abstimmung über die Angliederung Österreichs an Deutschland vom 10. April 1938 durch die Abgabe einer Nein-Stimme bekundete, wie speziell seiner Dienstverweigerung waren ganz und gar religiös und hatten einen religiösen, gnadenhaften Ursprung. Welchen religiösen Tiefgang das Denken Jägerstätters aufwies, welche Klarheit es auszeichnete, das belegen seine Briefe aus dem Gefängnis und vor allem jene neun Abhandlungen von seiner Hand, die Zahn von der Witwe Jägerstätters erhielt und in seinem Buch als „Jägerstätter-Dokumente“ veröffentlichte. Für die Mitteilung dieser Dokumente muß man dem Verfasser in besonderer Weise dankbar sein. Sie zeigen, wie Jägerstätter seine Entscheidung und seinen Weg zutiefst als Gnade verstand. Die Gnade wird u. a. da spürbar, wo er trotz der Überzeugung von der absoluten Richtigkeit seiner Einstellung diejenigen nicht verurteilt, die anders dachten und handelten als er; oder wo er im Blick auf die österreichischen Bischöfe jener Jahre schrieb: „Machen wir es ihnen durch Vorwürfe nicht noch schwerer, als es für sie ohnedies schon ist. Beten wir lieber für sie, damit Gott ihnen die große Aufgabe, vor der sie stehen, erleichtern möge“ (S. 251).

Gordon C. Zahn, Er folgte seinem Gewissen. Das einsame Zeugnis des Franz Jägerstätter, Graz-Wien-Köln: Verlag Styria 1967, 316., 5 Abb., Leinen, DM 17,80.

E. Monnerjahn

EIN BUCH WIE DAS VON PAUL KONRAD Kurz: „Über moderne Literatur. Standorte und Deutungen“, in dem der Autor — Jesuit, Mitglied der Redaktion der „Stimmen der Zeit“ und Lehrbeauftragter an der Universität München — acht in der genannten Zeitschrift veröffentlichte Arbeiten sowie einen Vortrag vor der Katholischen Akademie in Bayern gesammelt vorlegt, will natürlich zu-

nächst als ein Beitrag zur literarischen Forschung und Diskussion aufgefaßt werden und interessiert in erster Linie die literarischen Fachgenossen. Trotzdem dürfen auch wir an dieser Stelle auf das Buch besonders hinweisen. Das II. Vatikanische Konzil macht in der Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute darauf aufmerksam, daß die Beschäftigung mit der Literatur nicht nur

Sache der Fachleute und Feinschmecker sein soll, daß vielmehr die Literatur (wie die Kunst im allgemeinen) „für das Leben der Kirche von großer Bedeutung“ ist, und begründet das mit den Worten: „Denn in ihrem Wesen liegt es, die Eigenart des Menschen, seine Probleme und seine Erfahrung bei dem Versuch, sich selbst und die Welt zu erkennen und zu vervollkommen, auszusagen, seine Situation in Geschichte und Universum zu enthüllen, sein Elend und seine Freuden, seine Bedürfnisse und Kräfte ans Licht zu bringen und ein besseres Los der Menschen anzubahnen“ (Nr. 62). Pater Kurz, der diese Stellungnahme des Konzils zitiert (S. 103), arbeitet in seinem Buch sowohl in den Interpretationen von Werken moderner Dichter (Franz Kafka, Hermann Broch, Günter Grass, Helmut Heissenbüttel, Nelly Sachs) wie in thematischen Abhandlungen („Gestaltungswandel des modernen Romans“, „Literatur und Naturwissenschaft“, „Literatur und Theologie heute“) mit großer Klarheit heraus, wie treffend und tief die moderne Literatur Eigenart und Probleme des heutigen Menschen, sein Selbst- und Weltverständnis, sein Elend und seine Freuden, seine Bedürfnisse und Kräfte

ans Licht bringt und aussagt. Wir erfahren, daß der Mensch, wie er uns etwa im modernen Roman entgegentritt, „aus den letzten Winkeln der Geborgenheit und der Natur vertrieben“, „zunehmend innerlich heimatlos“ (S. 17), „geängstigt, geplagt, extrem stumpf, extrem gespalten, extrem intellektuell“ (S. 20) ist; daß er sein Leben nicht mehr als sinnvolle Ganzheit erleben kann (S. 13); daß die Welt für ihn ohne Symbolhaftigkeit (S. 90) und zutiefst gnaden- und heillos ist (S. 225, 225). Damit macht die Literatur, wenigstens in ihren begabteren Vertretern, in eindringlicher Weise mit dem konkreten Menschen von heute und seinem Zustand bekannt. Davon aber müssen Seelsorger und Pädagogen und alle geistig wachen Katholiken in führender Verantwortung Notiz nehmen, wenn sie Wert darauf legen, daß ihre Bemühungen nicht an den heutigen Menschen vorbeigehen.

Paul Konrad Kurz S. J., Über moderne Literatur. Standorte und Deutungen, Frankfurt am Main: Verlag Josef Knecht 1967, 250 S., Leinen, DM 19,80.

E. Monnerjahn

FRAU DR. GUSTI GEBHARDT HAT SICH mit ihren Büchern „Von Fünf bis Fünfundzwanzig“, „Rezepte für die Kinderstube“, „Wenn man erwachsen ist“, „Wenn Mutter allein erzieht“ ein aufnahmebereites und dankbares Publikum geschaffen. Das zuerst genannte Buch liegt bereits in der 9. Auflage vor, mit einer Gesamtzahl von 96 000 Exemplaren. In diesem Jahr nun fügt sie diesen Werken ein Ehebuch hinzu: „Wenn man verheiratet ist. Gespräche mit Eheleuten“. Die Autorin ist eine Psychologin mit reichen praktischen Erfahrungen. Auch die einzelnen Kapitel ihres neuen Buches sind aus der Praxis entstanden, z. T. aus der Arbeit in den Kreisen eines Familienbildungswerkes in einer deutschen Großstadt, z. T. aus der Einzelberatung. Dadurch ist eine Nähe zum konkreten Leben gegeben, über die man sich freut und die bei der Lektüre keine Längeweile aufkommen läßt. Hinzu kommt, daß Frau Dr. Gebhardts Stil sich einer snobistischen Ausgesuchtheit enthält und mit dem Aroma des Humors durchwürzt ist. In vier Themenkreisen wendet sie sich (1) an angehende oder junge Eheleute („Aus einem Seminar für Verlobte und junge Eheleute“), (2) an Verheiratete mit den unausbleiblichen Problemen der ehelichen Gemeinschaft („Ehen im Alltag“), (3) an bereits länger Verheiratete

(„Die Ehe nach zehn Jahren“) und (4) an solche, die vor scheinbar unüberwindlichen Schwierigkeiten kapitulieren wollen („Ehen ohne Gemeinschaft“). Im einzelnen geht es um Fragen wie: „Ist die Ehe noch modern?“, „Der Ehemann als Hausfrau“, „Wann ist das Geschwisterchen zu verantworten?“, „Was macht man mit der Schwiegermutter?“, „Die Büroeheliche“, „Die Ehe zu Dreien“ usw. In dem Buch wird eine Fülle höchst brauchbarer Anregungen und Ratschläge geboten. Dabei macht die Autorin nicht den Versuch, für alle Fälle Patentlösungen vorzulegen; sie weiß, daß die Psychologie kein Allheilmittel ist. Wo ein deutliches Wort nötig ist, spricht sie es aus, auch wenn das gewissen modischen Strömungen entgegen ist. Nicht ganz einverstanden ist man als Theologe mit der S. 86 wiedergegebenen Auffassung, daß „bekanntlich . . . eine Ehe, die kirchlich geschlossen, aber von den Eheleuten in der körperlichen Begegnung nicht vollzogen ist, im kirchlichen Sinne keine gültige, weil gar nicht geschlossene Ehe“ sei.

Dr. Gusti Gebhardt, Wenn man verheiratet ist. Gespräche mit Eheleuten, Frankfurt am Main: Verlag Josef Knecht 1967, 218 S., Leinen, DM 9,80.

E. Monnerjahn

NEUE MUSIK FÜR DIE LITURGIE

DEUTSCHE ORDINARIEN

LAT. ORDINARIEN

DEUTSCHE PROPRIEN

MOTETTEN

SCHALLPLATTEN

Bitte Katalog anfordern

Verlag ORBIS Wort und Bild GmbH., 44 Münster

LEBEN ALS ZEUGNIS

Lebensbilder aus der Gründerzeit Schönstatts

Herausgegeben von Paul Hannappel

212 Seiten, brosch., mit zahlreichen Abbildungen, DM 13,80

Das Buch enthält 25 Kurzbiographien von Mitgliedern des Schönstattwerkes, die ihr Leben aus der Kraft des Liebesbündnisses mit der Dreimal Wunderbaren Mutter und Königin von Schönstatt zu einem Zeugnis für Gott, Christus und die Kirche gestaltet haben. Zu ihnen gehören bekannte Männer, wie Kardinal Josef Wendel, der verstorbene Erzbischof von München und Dr. Fritz Kühr, der hervorragende Mitarbeiter Dr. Brünings in den zwanziger Jahren. Was sie alle vereint, ist die Entschiedenheit, mit der sie trotz persönlicher Schwäche und unter vielfach ungünstigen, ja feindlichen Umständen ihre Lebensaufgabe zu verwirklichen suchten. Deswegen stellt ihr Leben eine Botschaft dar, nicht nur für die Schönstattfamilie der nächsten 50 Jahre, sondern für die Christen der Zukunft überhaupt.

Verlag ORBIS Wort und Bild GmbH., 44 Münster